Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1871)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655332

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Des Hinkenden Boten Neujahresgruß.

Wie nimmt der Mensch doch Gottes Gaben
So undankbar, wie schuldig, auf,
Als gingen sie zum Soll und Haben
Der ird'schen Rechnung in den Kauf!
Und denkt nicht an des Gebers Güte,
Mit der Er seine Kreatur,
Daß Er vor Mangel sie behüte,
Versorgt aus Vaterliebe nur.

Wie flüchtig zieht die große Menge
An seiner Schöpfung kalt vorbei,
Und bläht sich in der Welt Gedränge,
Als ob sie selber Schöpfer sei!
Schaut spöttisch auf der Väter Tage,
Im Stolz der „aufgeklärten Zeit",
Denkt nicht, daß auf der Vorzeit Waage
Erst ruht, was uns die Neuzeit beut.

Nach Fortschritt nur wird jetzt gerungen
Und das Jahrhundert rastet nicht. —
Wohl ist noch lange nicht verklungen
Das große Wort: „Es werde Licht!"
Stets treten neue Phänomene
Am Himmel und auf Erden auf,
Doch nur der Herr setzt sie in Scene,
Nur Er regiert der Zeiten Lauf.

Viel Größres, als zu dieser Stunde,
Hat schon des Menschen Geist erdacht,
Deß gibt uns die Geschichte Kunde
Und Forschung hat's an's Licht gebracht;
Doch wie er immerhin mag schalten,
Im Wahn, der Schöpfung Herr zu sein,
Sieh', hoch über ihm ein ew'ges Walten,
Es richtet Alles weislich ein.

E

Wißt Ihr, wo Euch des Schöpfers Gnade
Auf dieser Erde hingesetzt? —
Kennt Ihr des Nordens Eisgestade,
Wo kärglich sich das Rennthier äzt? —
Kennt Ihr der Tropen glüh'nde Hitze,
Die schwarz die Haut des Menschen brennt,
Wo schmachtend jede trübe Pfütze
Der Dürstende ein Labsal nennt? —

Vergleicht damit die milde Zone,
In unserm grünen Heimatland,
Europa's schmucke Alpenkrone,
Die uns geschenkt des Vaters Hand,
Wo kühlend frische Bäche rauschen,
Im Glockenklang die Heerde weilt,
Wo Nord und Süd die Früchte tauschen
Und sich das Jahr in Zeiten theilt.

Wie labend ist's, wenn Frühlingsdüfte,
Des Südens Gruß, das Land durchziehn,
Wenn von dem Hauch der warmen Lüfte
Gelöst, die Quell'n zu Thale fliehn;
Wie lohnend für des Landmanns Blicke,
Kann er die Saaten wiedersehn,
Und, heil von jeder Frostestücke,
Die Gärten voller Blüthen stehn!

Wie ruft des Sommers frühe Stunde
Der Schnitter muntre Schaaren wach,
Es kreist der Krug von Mund zu Munde,
Bald liegen alle Felder brach.
Dann hoch der Feste Panner wallen,
Es knattert laut vom Schützenstand,
Von Turner- und von Sängerhallen
Ertönt das „Hoch dem Vaterland!"

Wie räumt der Herbst von allen Tischen,
Was ihm Natur und Fleiß bescheert,
Würzt sich die Zeit mit Jagd und Fischen
Und treibt in's Thal die fette Heerd';
Und wo gereift der Gaben beste,
Der goldnen Rebe edler Saft,
Wie schallen da die Winzerfeste
Und prüfen jubelnd seine Kraft!

Wie sorgt der Winter für die Erde
Deckt sie mit weicher Hülle zu,
Ruft Alles heim zum warmen Herde,
Zu pflegen der verdienten Ruh;
Bahnt über bodenlose Räume,
Zu Spiel und Ernst den Schlittenlauf,
Und pflanzt den schönsten aller Bäume
Im Lichterglanz der Kindheit auf.

Nun sagt mir an, Ihr lieben Leute!
Ist All' dieß nicht des Dankes werth?
Wer nimmts wohl nur für „Gute Beute,"
Vom Zufall und vom Glück beschert?
Hoch über uns der Geber thronet,
Von Ihm kömmt jeglicher Genuß,
Nur solchen Glaubens „Fortschritt" lohnet,
Ihn bring' ich Euch zum Botengruß.

Etwas über die schädlichen Insekten.

Die kleinen Thiere, von welchen der Bote den lieben Lesern und Leserinnen hiemit berichten will, machen die zahlreichste Klasse des ganzen Thierreiches aus und zeigen uns recht deutlich, wie mächtig auch das Kleine in der Schöpfung wirken kann. Nicht nur dienen die Insekten vielen Thieren der höhern Klassen zur Nahrung und einige werden auch dem Menschen nützlich, wie die Biene, der Seidenwurm, die Cochenille, welche den prächtig rothen Carmin giebt, die spanische Fliege, welche medizinisch gebraucht wird, sondern auch die Befruchtung der Pflanzen hängt hauptsächlich von den Insekten ab, welche beim Saugen des Honigsaftes in den Blumen den Staub der männlichen Theile auf die weiblichen absetzen und so die Erzeugung von Früchten und Samen ermöglichen. Viele Insekten werden aber auch besonders bei großer Vermehrung den Gewächsen äußerst schädlich und hätte nicht der allweise Schöpfer viele andere Thiere zu ihrer Vertilgung bestimmt, so wäre der Mensch nimmermehr im Stande, ihren Verwüstungen zu widerstehen und bald würden ihnen die wildwachsenden sowohl als die angebauten Pflanzen zum Opfer fallen. Aber auch unter den Insekten selbst gibt es viele Arten, welche zur Vernichtung anderer geschaffen sind, wie namentlich die sogenannten Schlupfwespen, von welchen es nur in unserer lieben Schweiz mehrere tausend Arten gibt, welche unzählbare Raupen tödten. Es ist von großer Wichtigkeit, daß der Landmann, Gärtner und Forstwirth seine Freunde und Feinde unterscheiden könne, und der hinkende Bote möchte nach Kräften hiezu beitragen. Dieses ist um so nothwendiger, als man noch immer sehen muß, daß die Menschen aus Unkenntniß mancherlei Thiere tödten, welche bestimmt sind, den Verwüstungen der Insekten entgegen zu wirken, indem sie deren große Zahl vermindern und so das Gleichgewicht in der Natur erhalten. In erster Linie stehen hier die sämmtlichen Insekten fressenden und auch ein Theil der Körner fressenden Vögel, welche letzteren wenigstens in der Brutzeit sich auch von Insekten nähren und solche den Jungen zutragen. Es ist eben so sündhaft als verderblich, die armen kleinen Vögel wegzufangen, ihre Nester, Eier und Brut zu zerstören und dieses ist schon vielfach bestraft worden durch Vermehrung der schädlichen Insekten, welche die Culturpflanzen verheeren und die Menschen um den Lohn ihrer Arbeit bringen. Man sollte vielmehr bei der immer weiter fortschreitenden Verminderung von Bäumen und Gebüschen auf dem Lande, durch Aufstellung von Brutkästen (mit nicht zu großem, nach Osten gerichtetem Flugloch) den Vögeln Gelegenheit zum Nisten schaffen und in den Schulen sollte die Jugend ohne Unterlaß belehrt werden, Schonung und Mitleid gegen die Vögel zu üben. Außer den kleinen Singvögeln sind auch sehr nützlich die Würger, Staare, Krähen, Dohlen; der Würger spießt neun Maikäfer oder Werren an Dornen, den zehnten frißt er. Unter den Raubvögeln sind zu schonen Bußard, Thurmfalk, Weihen und Eulen.

Ein anderer Feind der Insekten, namentlich der so verderblichen Enger ist der Maulwurf, Schär-, irrig mit der schädlichen Scheermaus verwechselt und wie sie zum großen Schaden der Landwirthschaft von den Mausern getödtet. Der geringe Scha-

den, welchen der Maulwurf durch Aufwerfen der Erde verursacht, wird zehnfach aufgewogen durch Vertilgung des schädlichen in der Erde lebenden Ungeziefers. Man kann nicht genug warnen vor seiner Tödtung und bedarf dieser um so weniger, als der Maulwurf bei zu großer Vermehrung gegen seines Gleichen selbst wüthet und als ihm manche andere Thiere nachstellen. Ferner sind zu schonen der Igel, die Spitzmaus, die ganz harmlose, unschädliche Eidechse und Blindschleiche, selbst die Kröte und der Molch. Eben so nützen durch Vertilgung schädlicher Insekten einige Käfer, wie der glänzend grüne Goldlaufkäfer, der Gartenlaufkäfer und manche verwandte Arten, von welchen eine auf die Bäume fliegt und die verderblichen Baumraupen verzehrt. Sehr thöricht ist es, sie zu zertreten, wo man sie nur ansichtig wird, denn das heißt, gegen die Freunde wüthen, um den Feinden Vorschub zu leisten.

Der Bote kann von dem großen Heere schädlicher Insekten nur die wichtigsten mit den vorzüglichsten Gegenmitteln anführen und muß sich auch hier mehr auf die Feinde der Land- und Gartenwirthschaft beschränken. Der Feinde der Forstwirthschaft kann er nur kurz gedenken, gegen welche, wenn nöthig, die Hülfe der Forstbeamten angerufen werden mag. Die allgemeinste Regel gegen Insektenschaden ist: man sorge soviel als immer möglich für ein kräftiges Gedeihen aller Gewächse, denn die Verderber greifen immer lieber junge, schwächere Triebe und Pflanzen an. Man weise zu diesem Zwecke jeder Pflanzenart den geeignetsten Boden an und wechsle mit den Culturen, wenn gewisse Pflanzen an bestimmten Orten besonders gelitten haben. — Der gemeinschaftliche Feind der verschiedensten Gewächse und wohl der gefährlichste von allen ist der Maikäfer und seine Larve, der Enger oder Engerling, welcher gleich gefürchtet vom Gärtner, wie vom Land- und Forstwirth ist. Es ist zu bemerken, daß die Insekten, wenn sie aus den Eiern kriechen, Larven, bei den Schmetterlingen Raupen genannt werden, später den Namen Puppen erhalten und zuletzt als vollkommene, der Fortpflanzung fähige Thiere erscheinen. Bei vielen Arten haben Larve, Puppe und ausgebildetes Insekt so verschiedene Gestalt, daß man sie für ganz andere Geschöpfe halten würde, wenn nicht die Erfahrung lehrte, daß sie zusammen gehören, nur verschiedene Zustände desselben Geschöpfes sind. Man nennt dieses eine vollkommene Verwandlung und sie kommt vor bei den Käfern und Schmetterlingen, unter welchen beiden sich die meisten schädlichen Insekten finden, dann bei den Hautflüglern und Zweiflüglern. Bei vielen andern Arten gleichen sich hingegen Larve, Puppe und ausgebildetes Insekt sehr, wie z. B. die jungen Werren und Heuschrecken den ausgewachsenen ganz ähnlich sehen, nur daß sie kleiner sind, keine Flügel haben und sich nicht fortpflanzen können. Das nennt man unvollkommene Verwandlung. Der Enger ist also die Larve des Maikäfers, welche ganz klein aus dem Ei hervorkommt, wächst, nach 3 Sommern zu einer Puppe wird, die ohne Bewegung in der Erde liegt und keine Nahrung nimmt und aus welcher dann der Käfer hervorgeht. Weil in der Schweiz die ganze Entwicklung nur drei Jahre braucht (in nördlicheren Gegenden vier Jahre) so haben wir alle drei Jahre ein Flugjahr, wo die Käfer manchmal vom Mai bis anfangs Juli fliegen. Diese Flugjahre sind aber für die

verschiedenen Gegenden der Schweiz ungleich, so daß man unterschieden hat ein Berner-Flugjahr, welches für den größten Theil der Schweiz gilt und auf die Jahre 1870, 73, 76, 79, 1882 trifft, ein Urner-Flugjahr in den Jahren 1871, 74, 77, 80, 1883 und ein Basler-Flugjahr 1872, 75, 78, 81, 1884. Bei den Insekten thun in der Regel die Larven den meisten Schaden und so auch die Engerlinge, obwohl der Schaden, den die Käfer durch Zerfressen der jungen Triebe und der Blätter anrichten, groß genug ist. Sie gehen nicht nur die Obst- sondern auch die Waldbäume an und fressen sogar Repsblüthen, wenn keine Bäume in der Nähe sind. Die Weibchen lieben zum Eierlegen fruchtbaren lockern Boden, besonders trockene, sonnige Wiesen und Aecker. Weil Dünger sie anzieht, soll man in Flugjahren den Dünger unter den Boden bringen. Weinberge sollen nur ganz mäßig gedüngt werden mit Compost oder Rasendünger. Gülle hält die eierlegenden Weibchen ab, auch Bestreuen mit Torfasche, Ruß und ätzenden Stoffen, wie Düngsalz, Salzsoole, Flüßigkeiten aus Seifensiedereien, Gerbereien, Färbereien, endlich Mottfeuer; man soll die Stellen ermitteln, welche für die eierlegenden Weibchen besonders angenehm sind und die Engerlinge vertilgen. Man treibt Kühe, namentlich auf stark angegriffene Wiesen, um sie zu zertreten, auch der Eintrieb von Schweinen, welche sie auswühlen, ist gut, am besten wirken freilich Maulwurf, Krähe und Staar, so daß man an manchen Orten Brutkästen für die Staare aufstellt, um sie anzuziehen, wo dann bald Engerlinge und Käfer verschwinden. Sehr gut thut wiederholte starke Bewässerung der Wiesen und starkes Uebergießen der gemähten Wiesen mit ätzender Gülle, das heißt Gülle mit Sechtlauge vermischt, was Alles aber nur im ersten Jahre hilft. Legt man im Flugjahr den Rasen um, so sterben die jungen Enger, weil sie Sonne und Luft nicht vertragen. Man kann den Boden den Sommer durch unbedeckt lassen, und im Herbste mit Grassamen ansäen. Im zweiten Jahr, wo die Engerlinge tiefer im Boden sind, geht Alles schon schwerer und sie thun in diesem Jahre den meisten Schaden, namentlich in den Kartoffelfeldern, daher soll man nicht im zweiten Jahr, sondern im Käferflugjahr möglichst viel Kartoffeln pflanzen, weil Felder, die um diese Zeit unbebaut sind, oder wo die Pflanzen noch nicht über dem Boden hervor sind, keine Engerlinge bekommen. Man pflüge im Flugjahr nach der Ernte die Roggenfelder leicht um, wonach die jungen Enger von der Sonne und den Vögeln getödtet werden und mache aus den Stoppeln Motthaufen. — Im Spätherbst pflüge man Roggen-, Gerste- und Haferäcker tief um, damit Kälte und Nässe eindringen. Stark von Engern angegriffene Getreidefelder müssen sogleich ganz umgearbeitet und die Enger vertilgt werden, worauf man etwa noch Futterkräuter oder Sommerfrucht säen kann. Werthvolle Pflanzen in Gärten sind auszuheben und die Erde um die Wurzeln nach Engern zu durchsuchen. In Forstculturen soll man im Flugjahr die jungen Bäumlein, an welche die Käfer besonders gern die Eier legen, erst im Herbste pflanzen. In Zürich hat man 1869 auch auf das Sammeln der Engerlinge durch Kinder ꝛc. aufmerksam gemacht, welches am besten bei der Saat,

Kartoffelernte, dem Bodenaufbruch nach der Getreideernte geschieht.

Die Hauptsache ist aber immer das Wegfangen und Vertilgen der Käfer, nicht bloß durch Land- sondern auch durch die Waldbesitzer, was gleich beim Erscheinen der Käfer beginnen und bis Ende der Flugzeit fortgesetzt werden muß und zwar wo möglich in jedem Jahre. Man breitet am frühen Morgen Tücher unter die Bäume und schüttelt die Käfer herab. Es schadet den Bäumen gar nichts, wenn der Thau herabkommt, wie Manche irriger Weise glauben. Man hüllt die Käfer in Säcke und tödtet sie durch Sieden; man kann sie zur Salpeterbereitung brauchen, ja sogar eine Suppe aus ihnen kochen. Geflügel und Schweine fressen besonders die Engerlinge begierig. Das Sammeln hilft aber nur gründlich, wenn es von ganzen Gegenden gleichmäßig und consequent betrieben wird.

So viel dieses Jahr von den schädlichen Insekten; im nächsten Jahrgang wird der Bote seinen Lesern noch manch anderes Insekt vorführen, das vielleicht weniger bekannt, aber nicht viel minder schädlich als der Maikäfer ist.

(Fortsetzung im nächsten Jahr.)

Gute Antwort.

Ein Spaßvogel schrie Jemanden, der Geschäfte halber sehr rasch in's Zuchthaus gieng, nach, er solle nicht so eilen, er komme schon noch hinein. Der besann sich aber gleich und gab zur Antwort: „Ich will nur schnell sehen daß man für Sie den Platz offen behalte."

Kuriose Meinung.

Eines Winters war es ganz ungewöhnlich kalt, da sagte ein junger Schnufer, der im Gemeinderathe alles durchsetzen wollte, aber jüngst mit seinem Vorschlage, einen schönen Berg zu verkaufen, durchgefallen war: „Da habt Ihr es jetzt. — Hättet ihr den Spächiberg, der uns mit seinem Schneerücken den harten Winter erhält, verkauft, wie ich es vorgebracht, so hätten die Marchthaler jetzt seinen Schnee und wir schon längst den Frühling."

Ein gebändigter Bramarbas.

In einer Schwadron berittener Jäger war ein Gefreiter von boshaftem Charakter, der regelmäßig im Quartier, wo er hinkam, einen argen Verdruß anstiftete. Einst ließ ihn sein Rittmeister aus diesem Grunde in einem Dorfe zu einem, weit und breit als handfest und furchtlos bekannten Schmied in's Quartier setzen. Als er nun ankam, ritt er geradezu durch die Hausthür in die Wohnstube hinein, stieg ab, band das Pferd an den Tisch, zog die Schublade heraus, befahl da hinein Haber und Häckerling zu thun und verlangte für sich Bier und Brod mit Salz und sein Schlafquartier. Der Schmied holte schweigend das Roßfutter, schüttete es in die Tischlade aus, winkte dem Jäger, ihm zu folgen und führte ihn in den Stall, wo er ihm sein Glas Bier mit dem Brod in die Krippe stellte und Salz darum streute. Da brannte der Jäger auf, der Wirth gab ihm heraus; es kam zu einer tüchtigen Balgerei; allein unser Schmied bewies die Aechtheit seines Rufes, und band den unverschämten Gast mit Händen und Füßen an die Krippe fest. Nun verfügte er sich auf das Hauptquartier mit der Anzeige des Geschehenen. Da sandte der Herr Ritt-

meister einen Offizier mit Mannschaft zum Schmied, um den Fall in Rapport zu nehmen und ließ dann seinen unmanierlichen tief beschämten Gefreiten aus dem guten Quartier in's Loch setzen; dem wackeren Schmied aber, der ihn so für immer kuriert hatte, ließ er einen Vernünftigeren in's Quartier geben.

Seltsame Rache.

Der berühmte Gelehrte Voltaire mit dem guten Kopf und dem schlechten Herzen stand eine Zeit lang bei Friedrich dem Großen in hoher Gunst, wohnte bei ihm und reiste mit ihm, was ihn dann sehr übermüthig gegen seine Umgebung machte. Ein junger Page hatte einmal das Mißgeschick, ihm etwas Puder aus seiner Perüke abzuwischen; darüber ergrimmt schalt ihn der Günstling eine „dumme pommersche Bestie." — Das erzürnte den Pagen und als er bald darauf auf einer Reise, an der Voltaire auch Theil nahm, den König begleiten durfte, gab er in einem Dorfe, wo Halt gemacht wurde, den Bauern an, im hintersten Wagen, wo Voltaire ganz allein in seinem Pelz eingewickelt saß, käme des Königs Hofaffe heran, den sollten sie um keinen Preis aussteigen lassen, sonst gienge er durch und das würde der König dem ganzen Orte seiner Lebtag nachtragen. Als Voltaire mit seinem runzeligen Gesichte und seinem Pelze nun wirklich anlangte, schaarte sich das ganze Dorf um seinen Wagen und glotzte ihn an; als er aussteigen wollte, bekam er einen Streich auf die Hand, da erzürnte er sich und schimpfte auf französisch; nun waren die Bauern erst ihrer Sache gewiß, denn keiner verstand diese Sprache; sie fiengen an ihn zu necken, schnitten ihm Gesichter, hielten ihm einen Stock gegen den Mund und hetzten ihn wie es Buben an einem eingesperrten Thiere zu verüben pflegen, bis endlich umgespannt war und es wieder weiter gieng. Als die Sache vor den König kam, ließ er den Pagen zwar in Arrest setzen, ernannte ihn aber 24 Stunden hernach zum Lieutenant, weil ihm die Rache des Deutschen an dem übermüthigen Franzosen im Grunde gefiel.

Widerrufende Bestätigung.

Ein Mann wurde vor den Richter geladen, weil er seinem Gegner gesagt hatte: er sei nicht werth, daß ihn der Teufel hole, und sollte nun widerrufen. Er sträubte sich lange scheinbar — endlich platzte er heraus: „Nur um's Friedens wegen will ich widerrufen und erkläre feierlich, daß du von nun an werth bist, daß dich der Teufel hole." —

Gute Hülfe.

Ein Herr schnitt auf, er sei einmal in einem Tage 36 Stunden weit auf Schlittschuhen gelaufen. Als nun alles über den Aufschnitt lachte, sagte sein Bedienter: „Ja meine Herren! das war aber auch an dem längsten Tage des Jahres."

Kriegs- und Friedens-Chronik von 1869 — 1870.

1869. Schweizerische Eidgenossenschaft.

April 2. Zusammentritt der Conferenz zur Vertheilung der Liebesgaben an die Wasserbeschädigten vom Herbst 1868.

Juni 6—7. In Herisau fand am 6. Juni das erste schweiz. Feuerwehrfest statt. Ueber 1100 Feuerwehrmänner aus der Schweiz und Süddeutschland nahmen daran Theil. Zugleich große Ausstellung von Löschgeräthschaften.

Juli 4. Das Bernervolk nimmt mit 32,075 gegen 22,089 Stimmen das Referendum an, d. h. es beschließt, in Zukunft seien alle Gesetze, sowie alle Beschlüsse über Ausgaben von 500,000 Franken und mehr dem Volke zur Annahme oder Verwerfung vorzulegen.

Juli 11. Eidgenössisches Freischießen in Zug eröffnet.

Juli 14. Bewegte Schützengemeinde wegen Meinungsverschiedenheiten zwischen Feld- und Standschützen. Beschluß auf Einführung einer einheitlichen Distanz von 800 Fuß.

Juli 14. Großer Wolkenbruch im Oberhasli und auf der großen Scheideck und dem Brünigstock, und daherige Verheerungen an Straßen und Brücken, so daß die in Solothurn im Dienst befindliche Berner Sappeurkompagnie Nr. 5 zur Hülfeleistung nach Meiringen kommandirt wird.

Juli 21. Schluß des Schützenfestes.

Juli 30. Große Wolkenbrüche verheeren das obere Simmenthal, namentlich in der Lenk entsteht durch die Simme großer Schaden.

August 6. Einsturz einer Wand in der sog. Stockern-Steingrube bei Bolligen. 11 Arbeiter wurden unter den Trümmern begraben, 8 andere verletzt.

August 22. Kantonales Schwingfest in Unspunnen bei Interlaken. Schwingerkönig wurde Simon Wüthrich von Trub.

Sept. 18. Zusammentritt der internationalen Gotthardkonferenz in Bern.

Sept. 20—22. In Genf großes Nationalfest bei Anlaß der Enthüllung des neuen Denkmals zur Erinnerung an die Wiedervereinigung Genfs mit der Schweiz (1814).

Oktober 1. Emil Schärr, der Kassier der Filiale der eidg. Bank in Zürich, begibt sich auf die Flucht und hinterläßt ein Defizit, das im Laufe der nähern Untersuchung auf die ungeheure Summe von circa $3^1/_4$ Million Franken ansteigt. Schärr wird erst den 8. November auf der österreichisch-italienischen Grenze in Cormons erwischt, und dann am 2. Februar 1870 in Zürich zu 11 Jahren Zuchthaus und Schadensersatz verurtheilt.

Okt. 13. Unterzeichnung des Schlußprotokolls der Gotthardkonferenz, wonach sich die Schweiz zu 20, Deutschland zu 20 und Italien zu 45 Millionen Franken Beitrag an die Kosten der Gotthardbahn verpflichten. — In dieser Konferenz wurden auch die Baupläne, Tarife, Bauzeit u. s. w. festgestellt. In 9 Jahren soll das ganze Riesenwerk mit seinem 14,9 Kilometer langen Tunnel (3 Schweizerstunden und 1666 Fuß) vollendet sein.

Okt. 19—21. Ertheilung der Konzessionen für die Gotthard- und für die Splügen-Eisenbahn durch die eidg. Räthe.

Dez. 28/29. Unerwarteter Tod des für 1870 zum Bundespräsidenten gewählten Bundesrathes Hrn. Victor Rüffy aus Lütry.

1870. Februar 1. Zum Bundesrath an des verstorbenen Hrn. Rüffy Stelle wurde im zweiten Wahlgang gewählt Hr. Cérésole aus dem Kanton Waadt.

April 3. In Langenthal halten die ehemaligen Freischaaren eine Erinnerungsfeier an ihre 1845 gefallenen Kameraden.

April 3. Das Berner Volk beschließt mit großer Mehrheit, dem Gotthardunternehmen eine Subvention von 1 Million Franken zuzuwenden.

April 4. In Zürich wird das althergebrachte „Sechseläuten" durch einen costümirten Zug dieses Jahr besonders glänzend gefeiert.

Mai 1. Im Kanton Bern findet auf diesen Tag die Gesammtwahl des Großen Rathes für die nächsten 4 Jahre statt. Die Wahlen gehen überall ruhig vor sich, nur in Pruntrut wird in einer Vorversammlung die Ruhe gestört und ein junger Mann erstochen. Am gleichen Tage wurde das neue Primarschulgesetz mit circa 34,000 gegen 22,000 Stimmen angenommen.

Mai 17. Die Stadt Maienfeld in Graubünden brennt zum Theil nieder.

Frankreich. 1869.

Juni 10—14. In St. Etienne und Umgegend große Bewegung und Arbeitseinstellung der Minen- und Eisenarbeiter. Blutige Auftritte und Unterdrückung der von geheimen Sendlingen angestifteten Unruhen durch die schnell dahin geschickten Truppen.

Sept. 19. In Pantin bei Paris entsetzliche Mordthat Traupmanns an einer Frau Kink, mit ihrem erwachsenen Sohn und fünf andern Kindern, nachdem er kurz vorher den Vater, Johann Kink, umgebracht hatte; wird später zum Tode verurtheilt und den 19. Januar 1870 hingerichtet.

1870. Januar. Arbeitseinstellungen und Unruhen in Creuzot.

Januar 10. Der Prinz Peter Bonaparte erschießt in seiner Wohnung den Literaten Viktor Noir.

Febr. 7, 8, 9. Aufstandsversuche in Paris. 10 Barrikaden werden errichtet, aber sofort wieder von den Truppen zerstört.

April 24. Der Kaiser legt in einer Proklamation dem Volke einen sog. Senatus-Consult mit verschiedenen Verfassungsänderungen in liberalem Sinn zur Annahme vor.

Mai 8. Das Volk nimmt die Vorlage des Kaisers an mit 7 1/2 gegen 1 1/2 Millionen Stimmen.

England.

Juli 14. Das Parlament nimmt nach langen Debatten in beiden Kammern die sogen. „irische Kirchenbill" an, zum Zweck der bessern Verwendung der übermäßig großen protestantischen Kirchengüter in dem größtentheils katholischen Irland.

Juli bis September. Fortdauernde große Arbeitseinstellungen, abwechselnd in allen bedeutenden Manufakturstädten und Minendistrikten Englands, mit wenig Erfolg und großem Schaden.

Spanien.

1869. Fortwährende Aufstandsversuche der republikanischen Partei.

Okt. 31. Mit großer Mehrheit der Cortes (166 von 209 Mitgliedern) wird der junge, minderjährige Herzog von Genua, Neffe des Königs von Italien, zum König von Spanien vorgeschlagen. Sowohl der Onkel als die Mutter des Prinzen verweigern indeß ihre Einwilligung auf das Bestimmteste, und Spanien bleibt infolge dessen einstweilen noch ohne König.

Rußland.

Der Großfürst Thronfolger, Cäsarewitsch Constantin, verbindet sich mit der königlich dänischen Prinzessin „Dagmar."

Preußen und norddeutscher Bund.

Zu Deckung der übermäßigen Militärlasten und des entstandenen Defizits werden dem Bundestag 9 Gesetze über neue oder erhöhte Steuern aller Art, wie auf Petroleum, Tabak, Rübenzucker und andere Gegenstände vorgelegt, doch nur theilweise angenommen.

Im norddeutschen Reichstag spricht sich Minister Bismark, auf eine Interpellation betreffend einen Beitrag zu dem Gotthard-Eisenbahnunternehmen, zu Gunsten desselben aus.

In München findet während des Sommers 1869 eine große internationale Kunstausstellung statt an der auch mehrere Schweizer ihre Werke ausstellen und vielfachen Beifall und Auszeichnung finden.

1870, Mai. Der norddeutsche Reichstag beschließt eine Subvention für die Gotthardbahn im Betrage von 10 Millionen Franken. Baden bewilligte schon vorher 3 Millionen.

Italien: a. Königreich.

1869. Okt. 1. Die königliche Regierung verspricht vorläufig eine bedeutende Subsidie für die Gotthard-Eisenbahn.

b. Rom.

Der Papst Pius IX beruft ein ökumenisches (d. h. allgemeines) und vatikanisches Conzil nach Rom, das einzig aus den geistlichen Hochwürdenträgern, ohne Vertreter der weltlichen Mächte bestehend, den 8. Dezember 1869 festlich mit ungeheurem Pomp eröffnet wird.

Oesterreich.

1869. Im Oktober blutiger Aufstand der dalmatischen Gebirgsbewohner, von der Bucht von Cattaro (Boccha), Bocchesen genannt. Bis im November Kämpfe, die namentlich Anfangs zu Ungunsten der Oestreicher enden. Im Dezember endlich unterwerfen sich die Empörer, nachdem sie den Oestreichern an Geld, Mannschaft und Material großen Verlust beigebracht hatten.

Griechenland.

1870, April 4. Mehrere Engländer und Italiener von den betreffenden in Athen befindlichen Gesandtschaften besuchten an diesem Tage das unweit Athen gelegene Schlachtfeld von Marathon. Sie wurden von 4 berittenen Gensdarmen begleitet, da die Gegend von Räubern unsicher gemacht wurde. Auf dem Rückwege wurden sie von einer starken Bande überfallen, die zuerst die Gensdarmen zum Theil niedermachte und dann in die Gebirge geschleppt. Die Frauen und die noch lebenden 2 Gensdarmen wurden nun um ein Lösegeld nach Athen geschickt, die gefangenen Männer jedoch im Gebirge umhergeschleppt.

Das Lösegeld wurde nun aufgebracht, die Räuber verlangten aber außerdem noch Amnestie, d. h. Verzeihung ihrer Verbrechen von der griechischen Regierung. Nun wurden Truppen zu der Verfolgung der Räuber ausgesandt, die Räuber aber ermordeten die Gefangenen, da sie sich verfolgt sahen und wurden dann endlich von den Truppen erreicht und zum größten Theil niedergemacht. Diejenigen, die man lebend erwischte, wurden später in Athen geköpft.

Türkei. 1870.

Juni 5. In Constantinopel brennt das Quartier der dort angesiedelten Europäer, Pera, vollständig nieder. Ungefähr 7000 Häuser werden eingeäschert, über 1000 Personen finden den Tod. Unter den zerstörten Gebäuden befand sich auch der deutsche Spital; die in demselben befindlichen Kranken konnten durch den Muth einiger Deutschen gerettet werden, allein 2 dieser selbst erlagen ihren bei der Rettung erhaltenen Wunden.

Nordamerika. Die Vereinigten Staaten erholen sich nach und nach von den Folgen des großen Bürgerkrieges. Handel und Gewerbe blühen, die Einwanderung von Europa her nimmt stets zu. Im Jahr 1869 wurde die große Pacificbahn fertig hergestellt; diese Eisenbahn verbindet New-York mit San Franzisco oder den atlantischen mit dem stillen Ozean. In 6 Tagen und 6 Nächten nur kurz unterbrochener Eisenbahnfahrt wird die Strecke zurückgelegt.

1870, April 27. In Richmond in Virginien stürzt im Rathhaus der Gerichtssaal während einer Verhandlung ein, der etwa 300 Personenen beiwohnten Im untern Stock war die Deputirtenkammer zum Glück noch nicht versammelt, sondern erst etwa 20 Deputirte anwesend. 59 Personen blieben todt, die übrigen wurden, mit Ausnahme von etwa 30, alle verwundet.

Südamerika. Das ganze Jahr 1869 hindurch Krieg zwischen dem Kaiserreich Brasilien, verbunden mit den argentinischen Republiken, gegen Paraguay, unter dem Diktator Lopez, welcher nach mehrjährigen Kämpfen und Erstürmung seiner Hauptfestung „Humaïta" und Einnahme der Hauptstadt „Asuncion", an die äußersten Gränzen zurückgedrängt und verfolgt wird, bis er Anfangs 1870 vollständig unterliegt und im Kampfe fällt.

Höfliche Warnung.

Ein Professor machte eine Bergreise mit einem Führer. Als sie an eine gefährliche Stelle kamen, sagte der Führer: „Jetzt nehmen Sie sich zusammen, Herr Professor, da ist mir schon mehr als ein Esel verunglückt."

Gute Antwort.

Zwei muthwillige Burschen nahmen auf der Straße einen Handwerksburschen in die Mitte und fragten ihn, ob er ein Schurke oder ein Dummkopf sei? — Da gab er zur Antwort: „Hm! — heute wenigstens so ziemlich zwischen beiden."

Was ist eine Milliarde?

Ein Franzose hat anläßlich der heutigen Budgets und Staatsschulden, die mit er

staunlicher Leichtigkeit über Milliarden-Zahlen rasche Auskunft ertheilen, folgende Berechnung angestellt: Eine Milliarde Frankenstücke wiegt 10 Millionen Pfund. Zum Landtransport würde es ein Fahrzeug so groß wie die Arche Noah erfordern, welche — wie man weiß — 300 Ellen lang, 50 breit und 30 hoch war. Wenn diese 10 Millionen Pfund zu Barren von einem Zoll im Geviert geschmiedet wären, so würden dieselben hinreichen, um Paris mit einem Gitter von 10 Fuß Höhe zu umgeben. Eine Linie, gebildet aus einer Milliarde Einfrankenstücke würde 750 französische Meilen länger sein als die Hälfte des Umfangs der Erde. Wenn man endlich eine solche Milliarde zur Zeit der Geburt Christi in eine Maschine eingeschlossen hätte, welche in jeder Minute einen Franken auswürfe, so würde diese Maschine, um sich vollständig zu leeren, jetzt noch ungefähr 32 Jahre lang zu arbeiten haben.

Der Hofastronom.

„Regnet's heute, oder kann ich jagen?" fragte der König seinen Hofastronom; dieser antwortete, er könne getrost auf die Jagd. Unterwegs fragte der König das nämliche einen vorüberziehenden Eseltreiber, dieser aber sagte: „Majestät! meine Esel lassen die Ohren hängen, binnen einer Stunde wird's regnen." Der König ritt dennoch auf die Jagd und ward auch, ehe die Stunde vorüber war, durchnäßt bis auf die Haut. Zurückgekehrt jagte er sogleich den Astronom vom Hofe und machte den Eseltreiber zum Hofastronomen.

Angeführt.

Herr von D., der die Fahrmaschine erfand, auf der die Knaben zweirädrig herumfahren, ging einmal in Karlsruhe eine Wette ein mit lustigen Offizieren, er wolle um ein tüchtiges Nachtessen eine Stunde weit fahren und eher zurück sein, als sie es zu Pferd im Stande wären. Die Herren ließen satteln, gaben ihm jedoch einen Vorsprung; als er aber fort war, blieben sie zurück im warmen Restaurationssaal, denn es war mitten im Winter. Der Geprellte kam halb erfroren zurück und wurde von den Offizieren am schon begonnenen Nachtessen, als Sieger, mit schallendem Gelächter empfangen.

Grabschrift.

Hier liegt begraben Johann Oechsle, Vater und Metzger von sechs unerzogenen Kindern.

Trumpf.

Kellner: (in einer Wirthschaft zu einem Bauern) Nun, ist heuer das Heu gut gerathen?

Bauer: O ja, habt Ihr vielleicht Appetit?

Virtuosität.

In einem Orgelkonzerte im vorigen Winter ahmte der Organist ein Gewitter so täuschend nach, daß viele Personen die Kirche verließen, aus Angst, vom Blitz getroffen zu werden.

Militärische Kürze.

Beim Manöver wird ein rotzkrank gewordenes Pferd mit einem Trainsoldaten und einem Begleitschreiben nach der Stadt zurückgeschickt. In dem Schreiben ist gesagt, das Pferd solle erstochen und alles Beifolgende verbrannt werden. — Nun kommt die Rückfrage: Der Trainsoldat auch?

Der Tüfelsüchtige.

Eine vollständig wahre Geschichte.

(Mit einer Abbildung.)

Da kam eines Morgens, noch ganz in der Früh, zum Gemeindsrechner Zyferli in Langenriederen eine junge Frau in hellen Thränen und jammerte und schluchzte zum Erbarmen: „Oh Vetter, Herr Vetter! um tusigs Gottswille, jitz helfet mer, helfet mer, i weiß mys Elends key End meh — i bi die unglückligsti Frau vo der ganze Welt u an allen andere Orte!" — „Nu, nu, Annemareili! wie thust oh? du hest emel der Chopf noh — me g'hörts öppe!" sagte der Herr Gemeindsrechner, indem er gemächlich aufstand und der jungen Schärenbäurin entgegenging. „Ja, dir heyt gut spotte, dir syt doch an allem d'Schuld. Dir heit mer dä Ma ufg'schwätzt, dä wüst Tyrahn! dä Uhung! — wo mi mißhandlet us purer Tüfelsüchtigi für nüt u wieder nüt — ühüh — ühüh — üh — ü — üh!" So heulte die Frau in einem Zuge und schimpfte dazwischen durcheinander, daß kein Mensch darausgekommen wäre, was eigentlich vorgefallen sei.

Der Herr Gemeindsrechner Zyferli aber war ein kluger, wohlwollender Mann, schon auf Jahren und daher auch von großer Erfahrung; der brachte endlich heraus, daß seine Bäsi, Annemareili, von ihrem Mann geschlagen worden sei. „Ja, bestätigte diese, u jitz scho zum dritte Mal, allimal am Morge früy, wenn i no im beste Schlaf bi, da weckt er mi mit syr Rytpeutsche uf, daß i erchlüpfe, wie wenn i mit Pulver g'sprengt würd' — u de noh das tüflisch G'lächter, won er uffschlaht, wenn i de im Hemmli da vor ihm stande u mi rybe — vor Euen Ehre z'rede — daß i nit weiß, wo ni hiluege söll!" —

Der Alte schnitt ein bedenkliches Gesicht und fragte, ohne sie anzusehen, in theilnehmendem Tone weiters und vernahm dann, daß ihr dieser Morgengruß ja nicht etwa wegen zu langem Schlafen beschert werde, indem ihr Züchtiger daraufhin selber wieder in's Bett gehe; daß er den ganzen übrigen Tag ganz untadelhaft mit ihr umgehe, auch sonst ganz solid und brav sei in allen Stücken; das sei bloß ein „apparter Gu" von ihm.

„Oho, sagte darauf der Alte, dä wey mer ihm ustrybe." Darauf holte er aus der Nebenstube einen tüchtigen Haselstock hervor, zeigte ihn dem verweinten Fraueli und sagte ihr: Sie sei zwar nur ein Weibsbild, aber mit dem Kameraden da so viel als ein Mann; den solle sie heimlich zu ihr in's Bett nehmen und wenn es dann morgen wieder losgehe — „am vierte Mal wirst de just oh no nit sterbe" — hernach solle sie ihrem Mann seine Hiebe mit Zins und Zinseszinsen zurückbezahlen. — „Was gilt's, du curierst ne ungereinisch vo sym Gu?" —

Annemareili hielt aber anfangs die Hände auf dem Rücken und wollte den Haselstock nicht annehmen. „Um Gottes Wille, Herr Vetter! sagte sie, den Gemeindsrechner zweifelhaft anschauend, „Dir rathet mir zu so Oeppisem? — I söll mi eigene Ma abprügle — mi Herr u Gibieter! dem i erst vor sechs Wuche ha G'horsam u Unterthänigkeit g'lobt u versproche, vorem Pfarrer i der Chilche?!" —

„Eh, Larifari! entgegnete laut der Ehrenmann, „was Unterthänigkeit, — was Gibieter? — Flause das! — So könnte man

die schönste Bibelsprüch z'ung robsig chehre." So sei es aber nicht gemeint, sagte er ruhiger, „Einer muß wohl Meister sein, wo Mehrere beisammen leben, und daß dem Stärkern vorab das Recht dazu gebühre, das verstehe sich von selbst, weil er dann doch am Ende für die Schwächeren Front machen müsse. Aber daß darum der Mann ein Tyrann und die Frau seine Gschlavin sein müsse, an der er alle seine Gelüste und Tüfelsüchtigkeiten auslassen dürfe, wie ein Türk, — das stehe nirgends in der Bibel „Aber mach', was du witt, schloß er, anderst ist dir nit z'hälfe. — Wer mit eim Chlapf zwo Fliege fah cha, muß sich nit förchte vorem z'sämmeschlah. Da — sä, nimm ne nume — Du hilfst dir und ihm uf ei Chlapf dermit — i verspriche dir's — u wenns oh nes Dotzet git, su ist es numme schad für was dernebe für chunt. — Ja wolle, Herr und Gibieter! — uf die Manier!"

Da athmete die junge Frau anfangs tief auf, dann wurde sie krebsroth bis über die Ohren, stand dann rasch auf und streckte sich hoch empor, nahm dem Vetter auf einmal den Haselstock aus der Hand, schwang ihn keck über seinem Kopf in der Luft herum und sagte glühenden Blicks im Abgehen: „Dem will i!" —

Als sie fort war, rieb sich Herr Zyferli schmunzelnd die Hände, stopfte dann seinen Meerschaum und fieng an, in seinem Lehnstuhl halblaut vor sich hin zu philosophiren. „Ja, ja! Es gibt solche Naturen die für das Böse, was in ihnen steckt, einen Ableiter haben müssen. Das ist die teuflische Lust am Leid Anderer, die der gesunde Volksverstand mit dem Namen Tüfelsüchtigi gebrandmarkt hat. Dahin gehören schon die boshaften Bubenstücke der Schuljugend: Kleinen Kindern die Milchtöpfe aus den Händen schlagen, Nester ausnehmen und Bruten zerstören, Katzen und Hunde ängstigen und martern, seine Kameraden und Kamerädinnen beim Schulmeister verrätschen und verläumden und dergleichen mehr. Werden solche „Tüfelsüchtige" dann größer, so gibt es Haustyrannen und Weiberschinder aus ihnen, Bäumschänder, Telegraphen- und Eisenbahnfrevler und Nachtbuben zu Ueberfällen von Zwanzig gegen Einen — bis zu Mord und Todtschlag und andere solche Schandbraten für die Schwurgerichte und Zuchthäuser — wenn nicht noch Aergeres. Alles das könnte noch ganz jung mit dem Haselstock im Keime erstickt werden, wenn man diese Höllenbrut an sich selbst recht fühlen lehrte, wie Wehthun schmeckt. Dann brauchte nicht, wo Gesetz und Gericht nicht hinlangen können, das Alles rächende Schicksal über diese Uebelthäter hereinzubrechen, wie es bei einem Bierbrauer geschehen ist, den ich wohl gekannt habe, der in seiner Jugend kleinen Nestvögelchen die Augen ausstach, und dann, als er verheirathet war, mit lauter blindgebornen Söhnen bestraft wurde, die er dann in seiner Zerknirschung aller Welt als warnendes Beispiel vorstellte. Er ging am Ende selber elend zu Grunde und die blinden Söhne leben noch — von fremdem Erbarmen!" — —

Des andern Morgens, früh wie gestern, kam die junge Bäurin mit ganz besonderer Miene und den Haselstock in der Hand, wieder zu ihrem Vetter Gemeindsrechner. Sie durfte ihn nicht ansehen, blieb auch schüchtern, jedoch aufrecht bei der Thüre stehen und streckte ihm den Haselstock schwei

gend dar. „Nu, Annemareili, fragte der Vetter, wie isch's der g'gange? — Het's g'würkt?" — „Nume z'gut, förchten i," gab sie kleinlaut zur Antwort, hatte aber doch schon ein versteates Lächeln auf den Stockzähnen, als sie ihn endlich anzublicken wagte. „Was, fuhr der Alte auf, hest ihm würklich g'gä, was ihm g'hört het?" — Sie nickte bejahend mit dem Kopf — „Du bist es Staats Fraueli du! — aber un jitz, was macht er? wo ist er?" — „Unger mym Bett," war die Antwort „Wa — was? — Unger dym Bett! hest ne doch nit öppe z'tod g'schlage?" — Da nickte sie verneinend und brach auf einmal in ein lautes Lachen und Schluchzen durcheinander aus, daß der Vetter sie auf einen Stuhl niederlassen mußte. Als sie sich aber nach einiger Zeit gesammelt hatte, erzählte sie nun ihrem Vertrauensmanne den ganzen Vorgang wie folgt:

Lange habe sie nicht einschlafen können gestern; dann sei sie heute Morgen aus schweren Träumen schon ganz früh und vor ihrem Manne erwacht und habe nun ganz still der Dinge geharrt, die da kommen würden. Da sei, wohl eine halbe Stunde darauf, ihr Mann auch aufgestanden, habe sich ganz leise auf den Zehen an ihr Bett herübergeschlichen. Dann habe er sie leise aufgedeckt und seine Reitpeitsche zum Zuschlagen aufgehoben. In demselben Augenblick sei sie aber, mit dem Haselstock in der Faust aus ihrem Hulli herausgefahren und habe nun auf ihn losgedrescht über Kopf und Hände und Schultern und Rücken wo es eben hintraf, daß seine Reitpeitsche weit in die Stube hinaus geflogen und er selber, aus Furcht und Entsegen, unter ihr Bett gekrochen sei. Denn sie habe ihm von Anfang an den Weg zur Flucht versperrt und sei dann immer wüthender geworden in allem Zuschlagen. Auch sei der Platz unter ihrem Bett wohl niedrig und so habe sie ihm denn beim Unterkriechen noch fleißig mit dem Haselstock nachgeholfen, und gerade auf dieselbe Stelle, wohin er es alle Morgen an ihr am schärfsten abgezielt habe.

„Das ist prächtig! ha ha ha! — das ist prächtig," schrie der Alte, sich den Bauch haltend vor Lachen. „Probatumäst! seyt der Vehdokter. — Dä ist curiert für syner Lebtig, gell i ha guti Rezept?" — „s'chönnt sy, antwortete die Bäurin, aber jitz syt so gut, Herr Vetter, u chömet mit mer übere, er het g'schwore ungerem Bett, ohni Euch chöm er nit füre — und es isch mer vo wege de Dienstbote."

Als sie nun im Schärhof angekommen waren, ging Annemareili zuerst in ihr Schlafzimmer, um ihr Bett wieder zurecht zu machen. Dann sagte sie zu ihrem Manne, der scheu den Kopf unter demselben hervorstreckte: „Chum jitz einisch füre, du Hasefuß, der Vetter ist da." Allein der Schwergeprüfte traute dem Landfrieden noch immer nicht und der verlangte Herr Vetter mußte endlich wirklich selber Hand anlegen und seinen Patienten unter dem Bette hervorziehen. Da saß er nun mit schlaffhängenden Giedmassen, „stöberen" Zügen und einer breiten, von Blut unterlaufenen Schramme auf der linken Stirne auf seinem Stuhle, trüb vor sich hinstarrend und sagte: „I glaub, i bi sturm." — Als aber seine Frau mit Umschlägen von Essig und Salz kam, ihm diese aufgelegt, seine Haare von den Bettstaubwolken gereinigt und er sich angekleidet hatte, da sagte er zu ihr: „Verzieh mer's, Annemareili, i will dir miner Lebtig nüt meh

Der Teufelsüchtige.

z'Leid thue, ha's aber o nit so bös g'meint." — „Der Schinter oh! schnauzte sie aber unwirsch zurück, „da chunnt's öppe nit uff d'Meinig a! — Doch du kennst mi jitz u bist hoffetlich curiert. Aber jitz chömit, ihr Mannslüt, es het no keys von is tischinirt u der Kaffe steyt ufem Tisch!" —

Und in der That war durch diese Operation der Patient für sein ganzes seitheriges Leben von aller „Tüfelsüchtigi" curiert. Zum Wunder blieb die Geschichte durch die Diskretion des Vetters Gemeindsrechners Zyferli, von dem ich sie erst dieses Jahr, unter der Bedingung, die wahren Namen zu verschweigen, vernommen habe, ein Familiengeheimniß. Die beiden Eheleute leben seither im ungetrübtesten Frieden, genießen nebst ihrem Wohlstande, die Achtung ihrer Nebenmenschen und ihr getreuer Herr Vetter wird alljährlich noch zur Taufe geladen, wo es gar lustig hergeht.

Billige Zeiten.

Eine alte deutsche Chronik berichtet, im Jahr 1541 sei ein junger Frankfurter mit seinem Hofmeister auf die Universität gezogen. Daselbst verzehrten beide zusammen jährlich 23 Gulden und 4 Groschen und der jährliche Lohn des Hofmeisters war 3 Gulden.

Große Hochzeit.

Bei der Hochzeit eines bayerischen Herzogs Anno 1475 brachten die Gäste 93,600 Pferde zusammen und verschmausten innert 8 Tagen 300 Ochsen, 62,000 Hühner, 500 Gänse, 75,000 Krebse, 75 wilde Schweine, 162 Hirsche und tranken dazu 370 große Fässer deutschen, 70 Fässer französischen Wein; die ganze Hochzeit kostete den Hochzeitgeber 80,000 Dukaten, ungefähr 00,000 Franken.

Annonce.

Drei Knaben im Alter zwischen 5 — 12 Jahren werden in Kost und Verpflegung genommen; lieber wäre es, wenn man nur das Kostgeld für dieselben bezahlen möchte.

Briefpostverkehr in England.

Als durch Rowland Hills Bemühungen das Briefporto von einem Penny (10 Rp.) im britischen Reich eingeführt ward, ergab sich selbstverständlich sofort eine bedeutende Mindereinnahme. Im Jahr 1839 hatte die Post 82 Millionen Briefe besorgt mit einer Einnahme von 2,390,763 Pfd. (das Pfd. Sterling zu 25 Franken) und einem Ueberschusse von 1,633,764 Pfd. Im J. 1840 stieg zwar die Anzahl der Briefe auf 168,700,000, aber die Einnahme sank auf 1,359,166 Pfd. und der Ueberschuß auf 500,789 Pfd. Es dauerte 15 Jahre, bis der Ueberschuß wieder auf die Höhe des Jahres 1839 stieg. Allein der briefliche und in dessen Folge der geschäftliche Verkehr war in beständiger Zunahme. 1845 war die Anzahl der Briefe schon 271 Millionen, 1850 betrug sie 347 Mill., 1857 schon 504 Mill. mit einer Einnahme von 3,035,713 Pfd., und 1866 stieg sie auf 750 Mill., so daß man jetzt schon an eine Herabsetzung des Briefportos auf einen halben Penny gehen will. Seitdem im gemeinsamen Postgebiete von Deutschland und Ungarn das Groschenporto eingeführt ist, haben nothwendig die anfänglichen Ergebnisse dieselben wie in England sein müssen; das Erträgniß ist bedeutend gesunken. Allein da

das deutsche Volk weit schreibseliger ist als das englische, so wird auch in Deutschland die Steigerung der Einnahmen in weit rascherem Maße eintreten, als in England, und man glaubt, daß nicht 5 Jahre vergehen werden, bis der Ertrag der Post wieder derselbe sein wird, wie 1865.

Unwillkürliche Grobheit.

Auf einer Excursion von einem Badeorte aus unterhielt sich einer der Kurgäste mit dem eseltreibenden Jungen und fragte ihn unter anderm, wie viel Esel habt ihr immer hier? — „Das ist sehr verschieden, je nachdem Kurgäste hier sind: so viel Kurgäste, so viel Esel.“

Ein Soldat

ging einst in ein Bierhaus, aß dort 15 Weggen und trank dazu nur ein einziges Glas Bier. Als er bezahlte, sagte der Wirth: „Wenn Ihr wieder Durst bekommt, so geht nur gleich zum Bäcker.“

In der Schusterwerkstatt.

Kunde: Zu einem Paar Stiefel vierzehn Tage, und unser Herrgott hat die ganze Welt in sechs Tagen gemacht!

Schuster: Ja, sie ist auch darnach — die Welt!

Schon versorgt.

Herr: Ein Bettler steht vor Ihnen, — aber es ist ein Kuß, um den ich bettle

Mädchen: Thut mir leid — ich habe schon meinen Hausarmen.

Frage.

Welche Leiber haben keinen Magen?
Antwort. Die Schnürleiber.

Naiv.

„Liebe Louise, Du kommst heute zum erstenmal auf den Ball. Ich bitte Dich, den Spruch Salomo's zu beherzigen: Wenn Dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht!“ — „Aber wenn mich die guten Buben locken, was soll ich denn da thun?“

Lakonisches Gespräch.

A. Haben Sie gehei athet?	B. Wer?
A. Sie!	B. Ich?
A. Ja.	B. Nein!
A. Oh!	B. Aber Sie?
A. Wer?	B. Sie!
A. Ich?	B. Ja.
A. Nein.	B. Oh!

Kurioses Thier.

Wirthin (zum Wirth): Chum gschwind, Gottlieb, es ist e Chatz im Cheller unte u frißt d's Fleisch!

Wirth: A bah, warum nit gar! —

Wirthin: Woh! gwüß, sie brüelet wie ne Hund!

Weisheit eines Professors.

Ein spartanisches Ackerloos ging nach dem Tode des Besitzers gewöhnlich an den ältesten überlebenden Sohn über, fehlte ein solcher, so erhielt es einer von den jüngeren oder auch ein Fremder.

Zartes Essen.

Die Großmama schreibt an ihre Schwester über die stattgehabte Taufe: „Um 11 wurde der kleine Knabe getauft und dann kalt gespeist.“

Auf die Beine gekommen.

Wirth: „Wo kommen Sie her, guter

Freund? Reisender: „Von der Hauptstadt.“ W. „So sagen Sie mir, gehen die Geschäfte wieder besser dort?“ R. „Ach, viele sind dort wieder auf die Beine gekommen.“ — W. „Wie so? Gehen also die Geschäfte wieder besser?“ — R. „Das eben gerade nicht; ich meine bloß, viele von denen, die sonst Pferde und Wagen hielten, müssen jetzt wieder zu Fuß gehen!“

Galgenprozeß.

In einem Landstädtchen, das eigene Gerichtsbarkeit hatte, ward ein Dieb zum Galgen verurtheilt. Nun war aber der Galgen schadhaft und die Gemeinde zu geizig, ihn eines solchen Strolches wegen repariren zu lassen, darum hängte der Scharfrichter den Schelm an den Galgen des nächsten Oberherren, und zwar ohne dessen Erlaubniß. Dieser klagte nun vor dem Gerichte der souveränen Hauptstadt mit den Worten: „Es sei doch das ein unerhörter Frevel, sich seines nagelneuen Galgens so mir nichts, dir nichts zu bedienen, den er doch erst voriges Jahr für sich und seine Nachkommen habe aufrichten lassen.“

Aus der Heidenzeit.

(Mit einer Abbildung.)

„Vater! Ist's wahr, daß dä groß Stei „im Bächihölzli by Thun es Götzebild gsy „sygi,“ fragte der uns schon bekannte, wißbegierige Knabe, — „weist? wo ne usghau„ene Möntschechopf het, mit siebe Chröpfe vorabe?“ — „Aha, sagte der Vater mit freundlicher Miene, Du möchtist wieder e „Gschicht g'höre, i merke di wohl, du Läcker!“ — Da entstand sogleich ein Halloh unter der Jugend und Alles drängte sich rasch an den Tisch. Zuletzt kam noch die Mutter und nahm den Jüngsten auf den Schooß, wo er auch bald einschlief, und es ward mäuschenstill. Der Vater aber begann folgendermaßen:

„Ja Kinder, das will ich euch expliciren und wenn ihr recht aufgepaßt habt, so bekommt ihr auch noch von den gebratenen Kastanien und dem neuen Wein dazu, den die Mutter bekommen hat, aber — bst — jetzt und aufgepaßt!“ —

Vor mehreren tausend Jahren wohnten unsere Urvorältern, von denen die meisten Schweizer abstammen, ehe sie hier in's Land zogen, gegen Sonnenaufgang, nicht weit von da, wo das Paradies gestanden. Sie blieben aber nicht brav und vergaßen den lieben Gott, der sie erschaffen und sich ihnen geoffenbart hatte. Weil sie aber doch merkten, daß sie nicht Alles konnten, was sie wollten und daß Jemand über ihnen stand, von dem Tag und Nacht und Wärme und Licht und das Reifen der Saat und der Früchte abhange, meinten sie in ihrer Blindheit, das müsse die Sonne sein und beteten sie an. Dann kamen böse Zeiten und sie wurden von andern Völkern aus ihrer warmen Heimath vertrieben und sie wanderten aus, gegen Sonnenuntergang, über Berge und Ströme, bis sie sich in unsern Thälern bleibend niederließen. Da nun aber ihre Gottheit, die Sonne, nicht immer sichtbar ist, so machten sie sich ein Sinnbild davon, stellten dieses mitten in hochgelegenen Wäldern unter uralten Bäumen auf, meist unter Eichen oder Linden, brachten ihm Geschenke und verbrannten ihm zu Ehren dort das Beste, was sie hatten, im Glauben, die Gott-

heit, die es vorstellte, hätte was davon und thäte ihnen dann den Willen dafür, wenn sie zu ihm beteten. Und das heißt man Opfern, das Bild aber Götz, und diejenigen, welche den Götzen warteten, von den Leuten die Opfer abnahmen und sie in diesem verkehrten Glauben bestärkten, heißt man Priester. Diese aber behielten das Beste von den Opfergaben für sich selber und lebten herrlich und in Freuden daraus.

Ein solcher Götze war nun allerdings auch jener Stein im Bächiyölzli, nach dem du gefragt hast. Er wurde vor mehr als 40 Jahren beim Schloß Wyl zufällig herausgegraben, als man das Fundament zu einem Schopf bauen wollte und dann vom Schloßherrn dem Besitzer des Bächigutes geschenkt, der großen Geschmack an derlei uralten Ueberresten aus frühern Zeiten unseres Landes und Volkes fand, was man Alterthümer nennt. Das sind aber keine Kröpfe, das was er vorn herunter hängen hat; sie sind ja nicht erhöht, sondern flach wie Scheiben, darum stellen sie die Sonnenscheibe vor, siebenfach unter einander, wie sie sich siebenmal in der Woche alle Tage nach einander stets selber wieder ablöst. Nur das oberste Stück ist ein Ring, der den Ringlauf der Sonne durch das ganze Jahr vorstellt. Denn dieses Steinbild stellte den leibhaften Sonnengötzen vor und der hieß Bal oder Bel in der Ursprache unserer Stammväter; ihre Nachbarn, die Deutschen, hießen ihn Balder oder Baldur. In den Historienbüchern heißt er Belus, die Juden aber, die keine Götzen anbeteten, nannten ihn zum Spott Belzebue, das ist soviel als Teufel. Und in Wyl mag er auch ganz am rechten Orte gestanden haben, so hoch oben und frei ringsum, daß man wenigstens die Baumkuppen rings um ihn herum, Land auf und ab, von allen Seiten sehen und ihn so aus weiter Ferne in Gedanken anbeten konnte. Die Wyler aber sollen froh gewesen sein, als sie dem Götzen so gut abkamen.

Es hat sich aber noch heutzutage, besonders auf dem Lande, Niemand so arg über diesen Sonnenglauben unserer Urvorältern zu überheben, haben doch jetzt noch drei Tage der Woche ihre Namen aus jener Heidenzeit her behalten — und zwar vorab der Sonntag, nur daß er nicht mehr Belstag heißt; dann der Donnerstag, der ehedem dem deutschen Kriegs- und Donnergötzen, Thor, geweiht war und darum früher auch Thorstag hieß, und der Freitag, der Tag der Freya, ihrer Liebesgöttin. Ja sogar unsere Verfassungsfeuer, zu denen ihr Buben jeden Sommer so lange vorher das Holz zusammen schleppen helft, stammen ursprünglich von diesem uralten Belusdienste her. Ja! — sperrt nur die Mäuler auf — es ist doch so! — aber was versteht ihr von der Verfassung! und jetzt ist's überhaupt genug davon. — Da sagte aber rasch der Aelteste: „Ig wohl, Vater! „i weiß es: das ist, daß d'Herre vo Bern nimmeh ds'ganz Land eley sölle regiere dörfe, wie vor Anno Dryßgi, wo no nit emal z'Müeti ist uff der Welt gsy, gell i weiß es, Vater?" — „Es ist öppis eso, antwortete dieser lächelnd, und wenn ihr noch ruhig zuhören wollt, so will ich euch das auch noch expliziren." Und er fuhr fort zu erzählen:

Weil nun also unsere heidnischen Urvorältern den Belus als Sonnengötzen verehrten, so feierten sie ihm auch alle Jahre einen besondern Haupt- und Festtag und das

war je am längsten Tage, den 21. Brachmonat, wo die Sonne am höchsten steht. Da kamen sie von allen Orten auf den Anhöhen zusammen und brachten ihr große Opfer und unterhielten die Feuer bei großen Schmausereien und Tänzen bis tief in die Nacht hinein. Dieses Fest ward auch das der Sonnenwende genannt, weil sich von da an die Sonne immer mehr den kürzern Tagen zuwendet. Im Bisthum heute feiern sie es noch wie damals und nennen es: la fête des brandons, d. h. das Fest der Brander, Brandfackeln, das kömmt noch von ihrer Ursprache her, die mit der deutschen stammverwandt war, und tanzen noch heute um diese Feuer herum und springen mit Fackeln und Bränden darüber, wie die Heiden.

Nun aber eroberte ungefähr 80 Jahre vor Christi Geburt der römische Feldherr Cäsar, der sich eigentlich mit einem K, oder auf deutsch Kaiser schrieb, von dem seither alle Kaiser den Titel führen, auch unsere Schweiz, die man damals Helvetia nannte. So wurden die Römer Herren im ganzen Lande und erbauten große Städte, welche jetzt aber nur noch kleine Nester sind. Später kamen nach und nach christliche Lehrer aus Italien her in's Land und predigten wider den Götzendienst, hatten aber noch ihre liebe Noth dabei; denn den Belispriestern war es noch lange wohl bei den fetten Opfergaben ihres abergläubischen Volkes und die Römer thaten ihnen nichts, denn sie waren selber noch arge Heiden. Als aber im Anfang des vierten Jahrhunderts nach Christi Geburt der römische Kaiser Konstantinus der Große, von dem Konstantinopel den Namen her hat, weil er dort regierte, unseren christlichen Glauben zur gesetzlichen, allgemein gültigen Religion im ganzen römischen Reich erhob, da ging man auch bei uns endlich den alten Götzen zu Leibe, stieß sie über den Haufen, jagte ihre Priester, wenn sie sich nicht wollten bekehren lassen, zum Lande hinaus, fällte die alten Bäume um die Brandopferaltäre herum nieder und baute Burgen und Wartthürme oder auch christliche Kirchen an ihre Stellen — und aus war es mit Belusdienst und Sonnenglaube. An einigen Orten mögen wohl die Priester, in der Hoffnung, später wieder an das Brett zu kommen, ihre Götzen heimlich vergraben haben, was namentlich mit dem Belus von Wyl der Fall gewesen zu sein scheint — aber nichts half.

War man nun aber auch mit dem Götzendienste fertig, so ließ sich das Volk die Feste nicht nehmen; Feste wollte es haben, ob heidnische oder christliche, denn es war schon damals so festsüchtig, wie jetzt noch. Auch von den Römern her waren noch überall, wo sie Meister waren, ein Fest im Schwang, das sie „Saturnalien" nannten, weil es ihrem ältesten Götzen, dem Saturn zu Ehren abgehalten wurde; dieß bestand aus wochenlangen Trinkgelagen und wilden Tänzen, woran Männer und Weiber theilnahmen, mitten im Winter. Auch diese wollte sich das Volk nicht verbieten lassen.

Da blieb den christlichen Vorstehern nichts anderes übrig, als nachzugeben, wenn sie Meister bleiben wollten, und so ließen sie die Feste, gaben ihnen nur einen andern Namen, übersetzten sie in's Christliche und suchten sie, wenigstens vor der Oeffentlichkeit, etwas anständiger zu erhalten. Die Saturnalien wurden über das Neujahr hinaus versetzt und in die Fasnacht umgewan-

Aus der Heidenzeit.

delt und die Belusfeuer auf den 24. Brachmonat gesetzt und in Sankt Johannisfeuer umgetauft. So blieb es Jahrhunderte lang und bei den Katholiken bis auf den heutigen Tag. Als aber im vorigen Jahrhundert der lange Streit zwischen den reformirten und katholischen Kantonen in der Schlacht bei Villmergen Anno 1712 hauptsächlich durch unsere Truppen beendigt wurde, versetzte die Regierung, zur Erinnerung an diesen Sieg, die Sankt Johannsfeuer auf den Jakobstag, den 25. Heumonat, an welchem er errungen wurde, und machte sie so von nun an zu Jakobsfeuern. Neben den Jakobsfeuern bestehen seit dem 31. Heumonat 1831 und 1846, wo die neuen Verfassungen vom Volke angenommen wurden, jeweilen an diesem Tage zur Feier des Ereignisses auch noch die Verfassungsfeuer. So kann denn der erste Ursprung aller dieser Festfeuer bis auf die Zeiten des Beus z rückgeführt werden.

Aber wie die Verfassungsfeuer die Jakobs- und Sankt Johannesfeuer noch lange nicht verlöscht haben, so wird sich auch noch manches andere aus der alten Heidenzeit schwerlich so bald auslöschen lassen, wenn schon die Worte „Bel" und „Thor" sprichwörtlich verschändet worden sind und jetzt so viel bedeuten als „dummer Kerl." Der Brauch, das Schweißtuch, womit man Sterbenden den Todesschweiß abgewischt, um einen Baum zu binden, ohne irgend welchen vernünftigen Grund dafür zu haben, scheint auch noch aus der Beluszeit herzustammen. — Und die unsinnigen Gastereien bei den Gräbten riechen auch nicht übel nach den schwelgerischen Leichenmählern unserer heidnischen Urvorältern.

Da schrie der Zweitälteste plötzlich dazwischen: „Oh, es ist doch so lustig gsy a d's Großätti's Gräbt!" und der Aeltere fragte, ob denn das „Wasserschmöcken" und „Wärzenvertreiben" auch zum heidnischen Aberglauben gehörten? Der Vater aber runzelte die Stirn, um das Lachen zu verbergen und sagte nur: „Schwyget jitze, „da chunt der Neu Wy!" — Und in der That stand die Jungfrau schon mit Flasche und Gläsern unter der Thüre, wo sie mit hellem Jubel begrüßt wurde. Der Jüngste aber, der auf der Mutter Schooß den ganzen väterlichen Vortrag verträumt hatte, fragte — noch halb schlaftrunken: „U de d'Chestene?"

Mannigfaltiges.

Eine östreichische Zeitung enthielt neulich Folgendes: Ein Schullehrer ging von einer Konferenz nach Hause und benutzte den Schienenweg einer Eisenbahn; der Zug braust hinten nach; der Lokomotivführer sieht den Lehrer, pfeift und bremst und bringt den Zug noch rechtzeitig zum Stehen. Man hält den Lehrer an und fragt ihn, ob er nicht pfeifen gehört habe; er sagte: „Ja, aber ich habe nicht gewußt, daß das mich angeht."

Milde Winter.

Im Jahre 1172 war der Winter so mild, daß sich im Februar die Bäume mit Laub bedeckten und die Vögel ihre Nester bauten und ihre Jungen flügge machten. Im Jahre 1229 trat gar kein Winter ein, und 1421 blühten im März alle Obstbäume und im April der Wein; Ende April reiften

die Kirschen und im Mai die Weintrauben. Im Jahre 1538 waren die Gärten schon im Januar im Blumenflor; 1572 war gleich 1172 Auch die Winter von 1607, 1612 und 1617 zeichneten sich durch eine bemerkenswerthe milde Temperatur aus. Im Jahre 1659 gab es weder Schnee noch Eis, und 1692 unterließ man in Deutschland die Heizung der Oefen. Durch mildes Wetter zeichneten sich auch die Jahre 1791, 1807, 1822 und 1834 aus.

Der Schlangenfänger.

„Würde bei Euch im Dorfe wohl Jemand mir Schlangen fangen."

Bauernfrau: „O ja, es wird wohl so einen Saukerl bei uns geben!"

Mathematische Täuschung.

Ein Vater stirbt und hinterläßt seinen 3 Söhnen 17 Pferde, welche sie in der Art unter sich zu theilen hätten, daß der erste Sohn die Hälfte, der zweite ein Drittel und der dritte ein Neuntel der Pferde erhalte. Da sie die Theilung nicht zu Stande brachten, gehen sie zum Advokaten. Der sagt: Ja, Ihr lieben Leute, das ist eine schwierige Geschichte, — was man sagt ein Casus confucius, — und kann ich die Pferde nur in der Weise theilen, daß ich Euch meinen Gaul zu den 17 andern Pferden leihe. Also aufgepaßt:

17 Pferde und 1 = 18 Pferde

Der Erste bekommt	also die Hälfte	= 9	Pferde
„ Zweite „	ein Drittel	= 6	„
„ Dritte „	ein Neuntel	= 2	„
	Zusammen	17	Pferde

Da nehme ich meinen Gaul wieder zurück u. zahlt Ihr mir für die Theilung 25 Franken.

Der zärtliche Vater.

Ein Küher wurde auf der Alp mit Zwillingen gesegnet und packte 14 Tage nach der Geburt dieselben in eine Hutte, um sie in's Thal zur Taufe zu tragen. Als er im Pfarrhaus auspackte, fand er das unten liegende Kind todt und äußerte seinen Schmerz darüber in folgender Weise: „Nei lueget o, Herr Pfarrer, jitz isch mer bi Gott ds'einte abgstange."

Verreden.

Bei einer Leichenrede im Kanton Basel, wo bekanntlich das ü wie ein gedehntes i ausgesprochen wird, wollte der Pfarrer sagen: „Es isch e schwer gepriefte Kriizträger, dä mer do begrabe," sagte aber anstatt dessen: „E schwer gekriizte Briefträger."

Der Untergang des Dampfschiffes „Rheinfall"

bei Berlingen am Untersee. (Bodensee.)

(Mit einer Abbildung.)

Das Dampfboot „Rheinfall" welches regelmäßig zwischen Konstanz und Schaffhausen fuhr, war am 20. Dezember 1869, zur gewohnten Stunde, um 1 Uhr von ersterer Stadt abgegangen und den Rhein und Untersee hinunter bis zu dem Landungsplatz Berlingen gelangt, wo einige Waaren, Fahrpoststücke und Fässer ausgeladen und andere eingenommen wurden, auch einige Personen das Land betraten, oder als Passagiere hinzukamen. Da ein frostiger Südwestwind über das Verdeck strich, so flüchtete sich die Mehrzahl der ziemlich zahlreichen Reisegesellschaft in die Kajüten, besonders in die der zweiten Klasse, welche sich bekanntlich im Vordertheile des Schiffes befindet. Einige spielten Karten, während andere gemüthlich

zuschauten, die Nähe des Ofens suchten, schliefen und Frauenzimmer unbesorgt ihrer Strick- oder Näharbeit oblagen.

Auf der Fahrt hieher war nicht die mindeste, besorgnißerregende Spur irgend einer Unregelmäßigkeit im Gang und Zustand der Maschine oder des Schiffes wahrgenommen worden und Niemand hatte eine Ahnung davon, daß ein Unglück eintreten könnte.

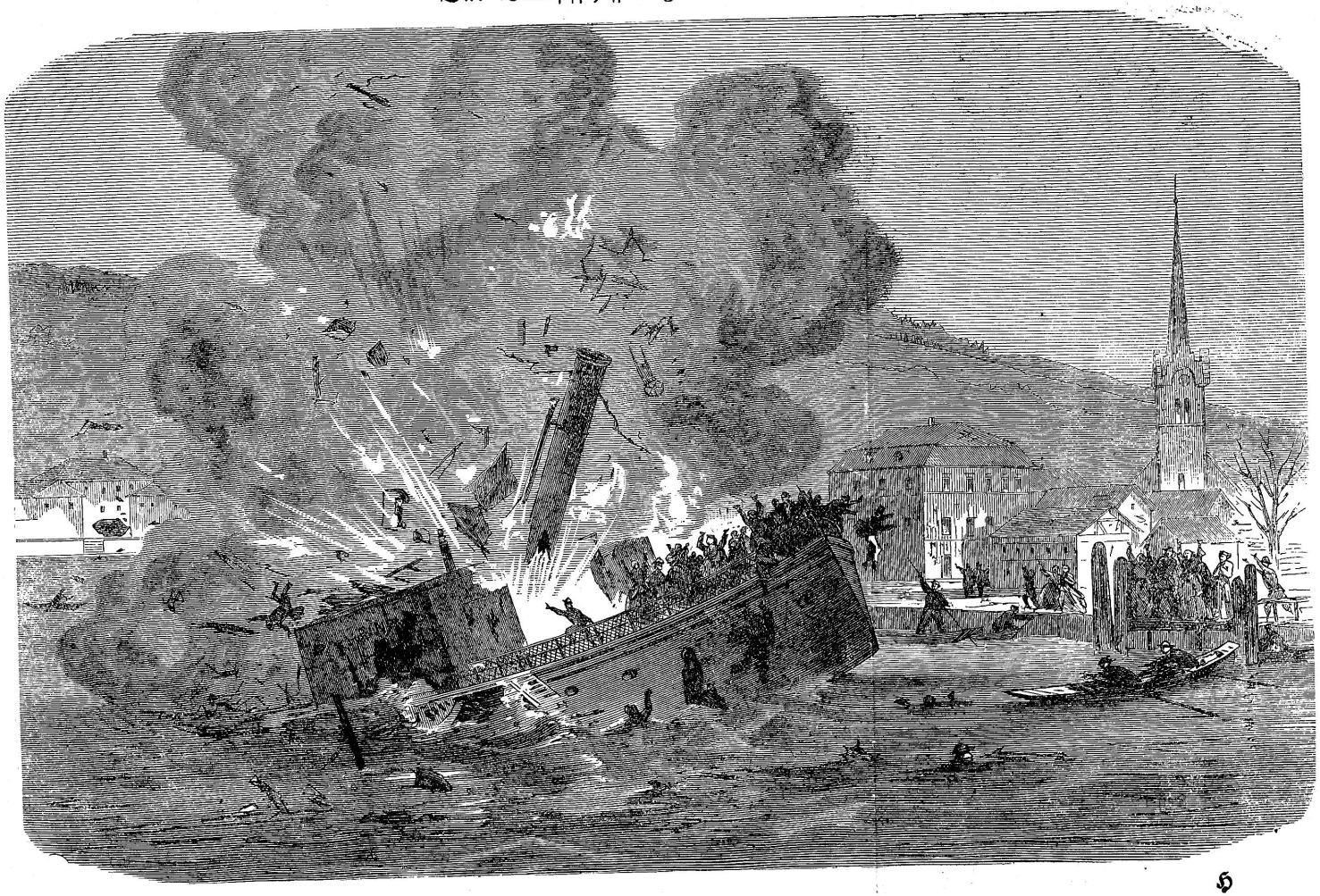
Ungefähr ein Viertel nach 2 Uhr läutete es zur Abfahrt. Das Schiff ward losgebunden und wandte sich langsam vom Ufer ab in's Fahrwasser. Kaum war dasselbe auf eine kleine Distanz von der Anlandungsbrücke entfernt, wo einige Zuschauer standen, als plötzlich ein donnerähnlicher Knall sich hören ließ, dem ein längeres Gekrach folgte. Eine Wolke von schwarzem Rauch, Dampf und feurigen Kohlenstücken, vermischt mit Bruchstücken von Holz, Eisen und Menschen umhüllte eine kurze Weile das Schiff, namentlich das Hintertheil desselben, welches man bald in die Fluthen sinken sah. Auch die Mitte des Schiffes war im Sinken begriffen und man erblickte daselbst einige der Schiffsmannschaft mit schwarzen blutigen Gesichtern, welche bereits im Wasser standen. Das Vordertheil ragte während dessen noch über den Wasserspiegel, erhob sich jedoch allmählig mit der Spitze empor. Die in der zweiten Kajüte befindlichen Passagiere waren bei dem Alles erschütternden Donnerschlag in Angst und Schrecken zusammengefahren und, trotzdem daß der Wirth sie mit den Worten beruhigen wollte: „es sei nichts, das Schiff werde nur an die Brücke angestoßen sein" auf das Verdeck gestürzt, wo sie jedoch bei der zunehmenden schiefen Lage des Bodens nicht mehr stehen konnten und mit dem auf dem Verdeck angebundenen Vieh furchtbar hin und her und unter einander geschleudert wurden. Einige sprangen über die Köpfe der andern in das Wasser, um ihre Rettung durch Schwimmen zu versuchen; andere konnten sich an herabhängenden Tauen festhalten, während Dritte sich an Leib und Beinen der erstern anklammerten. Die Uebrigen rangen die Hände, schrien und jammerten und sahen mit blassen Gesichtern mit jeder Sekunde dem Tode des Ertrinkens entgegen, indem sie bei dem beginnenden Tiefersinken dieses Schifftheils bald bis an den Hals im Wasser standen. Mittlerweile waren aber zahlreiche, größere und kleinere Boote vom Ufer abgestoßen und herbeigeeilt. Sie nahmen die in's Wasser Gesprungenen oder Geschleuderten zunächst auf und brachten auch die noch auf und an den Schiffswänden hängenden Personen meistens glücklich an's Land.

Wir müssen jedoch auf die viel schreckhaftern Vorgänge auf dem Hintertheile des Schiffes zurückkommen, wo die Hauptkatastrophe stattfand und die nähern Einzelheiten angeben, wie sie erst allmälig bekannt wurden.

Die Explosion des Dampfkessels, welche das Unglück veranlaßt hatte, erfolgte in der Richtung des Steuerruders, riß das ganze Verdeck hinweg, spaltete die Schiffswände, schleuderte die auf ersterem befindlichen Personen in die Luft, namentlich den Herrn Pfarrer Ackermann von Ermatingen, welcher schwer verletzt in den See fiel, von wo er noch lebend an's Land gebracht wurde, aber alsobald den Geist aufgab. Glücklicher ergieng es einem Herrn Dr. Freuler von Mammern, der unverletzt in den See geworfen wurde und der die Kraft und Geistesgegenwart behielt, zu der Landungsbrücke zuschwimmen. Der Steuermann Spengler von Stein wurde hoch in die Luft geschleudert, mehrmals gedreht und fiel leblos, mit gebrochenen Gliedern in den See, wo er verschwand und erst folgenden Tags aufgefunden werden konnte. Dieser Theil des Schiffes versank, wie schon gesagt, sogleich nach der Explosion.

Mehr in der Mitte des Schiffs, zunächst dem Kamin, befanden sich noch der Maschinist und auf der Treppe zum Maschinenraum der Heizer, um das Kommandowort des Kapitäns entgegenzunehmen. Jener Heizer wollte gerade hinabsteigen, als ihn die Gewalt des Luftdruckes faßte und ihn kopfüber in den See warf. Als er zu sich kam, hatten sich zwei Frauenzimmer an ihn geklammert, welche ihm zu retten gelang, so wie er nachher, obschon vom heißen Dampf und Wasser stark verbrüht, doch im übrigen unversehrt, noch zwei andere Personen

Das Dampfschiff-Unglück bei Berlingen.



aus dem Wasser gezogen haben soll. Dagegen war der Maschinist, welcher zwar ebenfalls sein Leben gerettet hatte, an beiden Armen stark verbrannt. Außer den oben Genannten kamen überdieß um: eine Fräulein Säger von Ermattingen, deren Leiche furchtbar verstümmelt erst mehrere Tage später aufgefunden wurde; Herr Käshändler Röllin von Stein und eine Frau Stoll-Schmied, über deren Schicksal man noch einige Zeit im Zweifel stand.

Alle andern Passagiere kamen mit dem Schrecken und einigen Contusionen davon. Man lobte den eifrigen und freundlichen Beistand, welchen die Bewohner von Berlingen bei dieser Gelegenheit den Verunglückten leisteten, indem sie nicht nur schnell zu ihrer Rettung bei der Hand waren, sondern dieselben bei sich aufnahmen, pflegten und mit trockenen Kleidern, Getränken und Speisen bestens versahen.

Schon am Nachmittag des Unfalles war der Direktor der Dampfschifffahrtsgesellschaft von Schaffhausen in Berlingen angelangt, um soweit nöthig Hülfe zu reichen, und die Sache zu untersuchen. Es mußte, auf die verschiedenen telegraphischen Anfragen nach allen Seiten hin bis tief in die Nacht Bericht gegeben werden.

Von Ermattingen kam eine zahlreiche Schaar von Bürgern, um in feierlichem Zuge die Leiche ihres geliebten Pfarrers Ackermann abzuholen.

Ein Handwerksgeselle, dessen Effekten und Papiere im Wasser gefunden worden waren und den man ertrunken glaubte, kam glücklicher Weise lebend zum Vorschein, indem er gar nicht auf dem verunglückten Schiff gewesen war, sondern demselben bloß seinen Koffer zum Transport anvertraut hatte.

Was die erste Ursache der Katastrophe, d. h. den Grund des Springens des Dampfkessels anbetrifft, so blieb dieselbe bis jetzt unermittelt. Nach zuverlässigen Aussagen war der Kessel erst in der vorhergehenden Woche gereinigt und untersucht worden, wie dieß regelmäßig geschieht; und am Unglückstag sollen der Wasserstand im Kessel, sowie die Pumpe sich in durchaus normalem Zustande befunden haben.

Das Schiff war um Fr. 100,000 versichert, die Waaren für etwa Fr. 3000.

Es wurden sofort Taucherarbeiten vorgenommen, um den Zustand des Schiffes zu untersuchen und eine allfällige Hebung desselben vorzubereiten, insofern sie sich als möglich erzeigen sollte. Man fand im Maschinenraum das schrecklichste Chaos, die Maschine zerstört, die stärksten Eisenstangen wie dünne Drähte gebogen, und die Schiffsschale gespalten; der ganze hintere Kajüten-Raum war leer; Leichen fanden sich keine vor.

Das Vorderdeck hingegen war unversehrt, die darunter liegende zweite Kajüte völlig im Zustand wie vor der Explosion, selbst die Glasfenster in den Lucken waren ganz geblieben; auch hier entdeckte man keine Leichen.

Man gewann die Hoffnung das Schiff, welches in einer Tiefe von 35 bis 50 Fuß (andere Angaben gehen bis auf 70—80') unter Wasser lag, heben zu können, um wenigstens die Schale oder das eiserne Material zu Nutzen zu ziehen. Die Versicherungs-Gesellschaft, bei der das Schiff versichert gewesen war, ließ nun verschiedene Hebungsversuche anstellen, um davon noch zu retten, was zu retten war. Die daherigen Versuche konnten erst im Merz beginnen und dauerten im April und Anfangs Mai's fort. Das erste Hebungssystem, das man in Anwendung brachte, war dasjenige, wobei man starke Balken durch die Schiffslucken zog, dieselben mit Ketten und Stricken an Schiffe hieng, welche zuerst theilweise mit Wasser gefüllt, dann ausgepumpt wurden und vermittelst ihres Steigens das auf dem Seegrund liegende Dampfboot emporheben sollten. Eine Bewegung des letztern konnte zwar bewirkt, nicht aber die Emporhebung bewerkstelligt werden. Sodann schritt man zur Anbringung einer Menge leerer Fäßer, statt der Schiffe, und hoffte durch diese mächtigere Kraft den Zweck zu erreichen, fand sich jedoch nach gewaltigen Anstrengungen auch hierin getäuscht, indem der Boden des Dampfboots am Grunde festhängen blieb, und aller Bemühungen spottete. Man vermuthet, daß die Schale von starken, schief hervorragenden Felsspitzen oder Baumstämmen durchbrochen und

gleichsam angespießt sei. Man sah sich genöthigt, wenigstens einstweilen, die fernern Hebungsversuche einzustellen.

Bisher waren die schweizerischen Gewässer glücklicherweise mit dergleichen schweren Katastrophen verschont geblieben. Desto lebhafter war die allgemeine Theilnahme, welche das entsetzliche Ereigniß in den weitesten Kreisen gefunden hat.

Die festliche Eröffnung des Suezkanals,

16. bis 21. November 1869.

(Mit einer Abbildung.)

Eines der denkwürdigsten Ereignisse, nicht nur des verflossenen Jahres 1869, sondern unserer Zeit überhaupt, ist die Eröffnung eines hinlänglich breiten und tiefen Kanals durch die Landenge von Suez, um mit großen Dampf- und Segelschiffen aus dem Mittelländischen in das Rothe Meer, respektive in den indischen Ocean fahren zu können. Ein solcher Kanal macht es möglich, auf dem kürzesten Wege aus einem europäischen Hafen nach Ost-Afrika, Indien, China, Japan und Australien zu gelangen, ohne genöthigt zu sein, in Alexandrien die Waaren und Personen auszuladen, über Land zu transportiren und dieselben in Suez wieder einzuschiffen, oder aber das Cap der guten Hoffnung zu umsegeln. Bisher war der letztere Weg der gewöhnliche, allein mit vielen Kosten und großem Zeitverlust verbunden, indem man auf demselben viele Monate zubrachte.

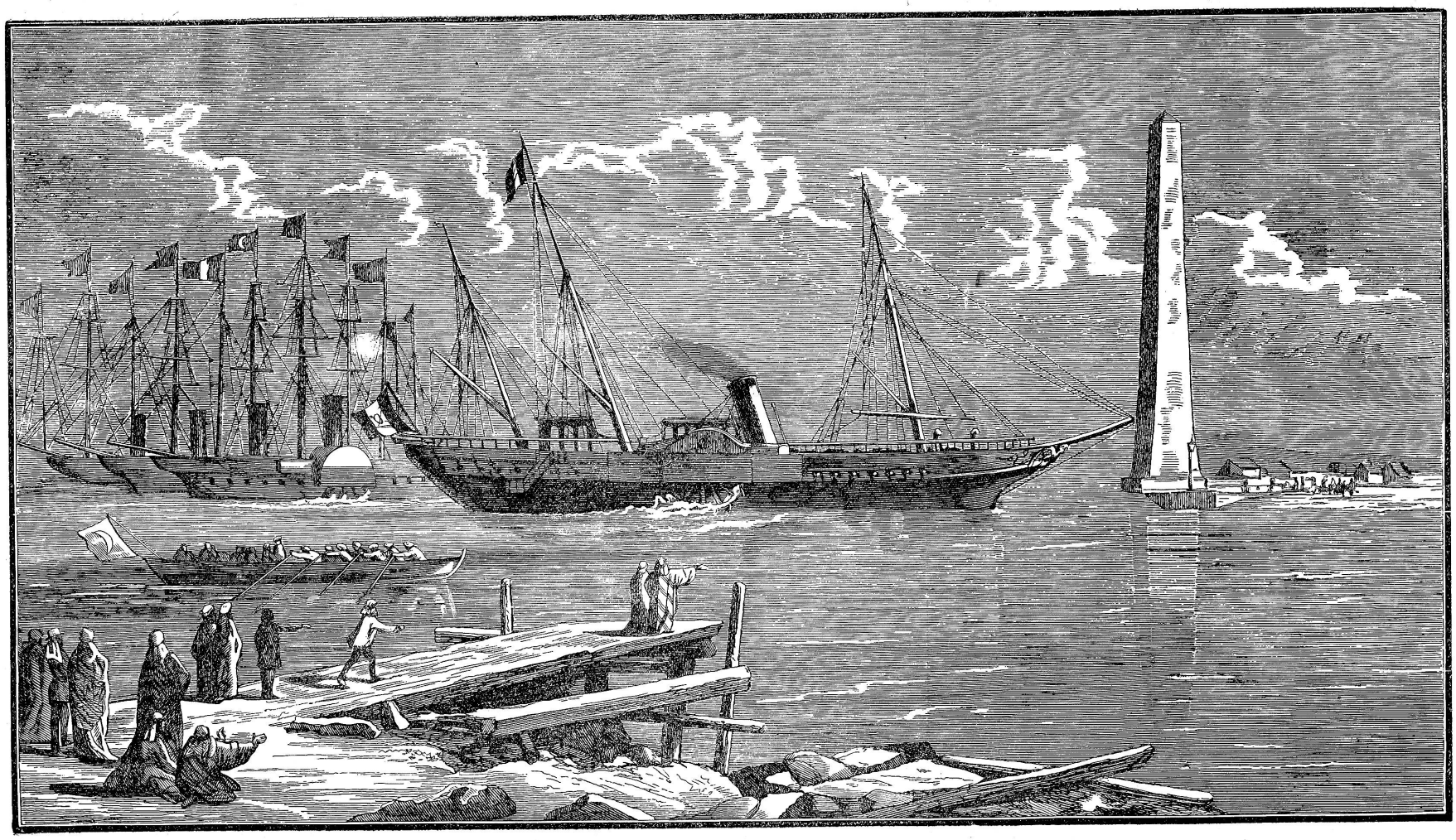
Man begreift also leicht den unberechenbaren Vortheil eines Schifffahrtskanals durch den ziemlich schmalen Landstreifen, welcher Afrika mit Asien verbindet, und auf welchem man in einem Tag vom einen Meer in das andere gelangt, ohne genöthigt zu sein, die Fracht umzuladen. Schon jetzt ist die Einwanderung der Europäer im Orient und die Einfuhr der dießseitigen Gewerbserzeugnisse daselbst in erstaunlicher Zunahme begriffen; wogegen auch wir Europäer die köstlichen Naturprodukte des Orientes, wie z. B. Seide, Baumwolle, Indigo und andere Farbstoffe, Kaffee, Thee, Zucker, Früchte, Gewürze, Zimmt- und Chinarinde, Medizinalpflanzen, Gummi und feine Harze, und hunderterlei Gegenstände, um so vortheilhafter uns werden verschaffen können. Daß diese Rücksichten auch die Schweiz berühren und der neue Kanal, wie die ganze Verkehrserleichterung auch für ihre Interessen von großer Bedeutung sind, wird Jedermann einleuchten. Die große Wichtigkeit der Verbindung beider Meere durch einen Kanal über die Landenge, wurde schon vor Jahrtausenden von den Alten erkannt. Zu den Zeiten der Pharaonen — vielleicht schon früher — wie unter den spätern egyptischen Königen fanden Versuche und selbst wirkliche Grabungen an einem Schifffahrtskanal, freilich in einem geringern, für die weitaus kleinern und nicht tiefgehenden Fahrzeuge des Alterthums genügenden Maßstabe statt.

Während des Mittelalters aber verschwanden diese Arbeiten bis auf geringe Spuren, bei der Erschlaffung aller Cultur und unter der Barbarei der in diesen Ebenen sich herumtummelnden wilden, kriegerischen Völkerschaften.

Die im gegenwärtigen Jahrhundert wieder aufgenommene Idee eines für die heutigen großen Seeschiffe fahrbaren Kanals, welche auch schon Napoleon I. beschäftigt haben soll, schien anfänglich, wegen des dazu erforderlichen ungeheuren Kapital- und Zeitaufwandes, so wie der vermeintlich verschiedenen Wasserhöhe und der Ebbe- und Fluth-Verhältnisse beider Meere, so riesenhaft und unausführbar, daß ausgezeichnete Sachkenner davon abriethen oder wenigstens die Bedenken der großen Mehrzahl, namentlich der doch vor keinen Unternehmungen zurückschreckenden Engländer bestärkten, wozu freilich auch politische und kommerzielle Rücksichten mitwirkten.

Dennoch wagte, vor etwas mehr als 15 Jahren, ein kühner, unternehmender Franzose, Herr von Lesseps, der seine Jugendzeit in Egypten zugebracht hatte, später Konsul in Barcelona, sodann Diplomat und kurze Zeit auch französ-

Die Eröffnung des Suezkanals.



scher Geschäftsträger in der Schweiz gewesen war, den Plan zum Suezkanal wieder auf die Bahn zu bringen und den Vizekönig von Egypten, damals „Said-Pascha" dafür zu gewinnen. Nachdem er von demselben (1854) die Konzession für eine Aktiengesellschaft und die Zusicherung erlangt hatte, daß jeder Zeit 2000 Fellahs — unterthänige Lehenbauern Egyptens — während des Baues zur Arbeit angehalten werden sollten, eine Bedingung, welche später vom Vizekönig durch eine Beitragssumme von 68 Millionen Franks losgekauft wurde, — gründete „Lesseps" eine Aktiengesellschaft und wußte, nicht ohne große Mühe, vorerst 200 Millionen flüssig zu machen.

Mit großer Energie gieng man 1859, mit 20 bis 30,000 Arbeitern, unter der Leitung trefflicher, meistens französischer Ingenieurs, an das großartige Werk, — das neben dem Montcenis-Tunnel, der Gotthardeisenbahn, sowie dem transatlantischen Telegraphen-Kabel, zu den riesenhaftesten Monumenten aller Zeiten, bis auf die Gegenwart gezählt werden kann.

Drei große Unternehmungsgesellschaften theilten sich in die Ausführungsarbeiten. 60 gewaltige Baggerschiffe, zahlreiche Werkstätten für die Maschinen und Werkzeuge, Büreaus, Lagerstätten, Hütten, Cantinen und Restaurationen für die Aufseher und das Heer von Arbeitern, erhoben sich auf der ganzen abgesteckten Linie. Auf einer Erdzunge, am mittelländischen Meer, unweit des alten Pelusium, wurde eine neue Stadt angelegt und zu Ehren des damals regierenden Vicekönigs „Port Saïd" genannt, welche 1869 schon bei 2000 Einwohner zählte. Ungefähr in der Mitte der ganzen Kanallänge, am Timsah-See, wo sich die Centralverwaltung der Unternehmung ansiedelte, entstand eine zweite Stadt, welche nach dem gegenwärtigen Regenten Egyptens „Ismail-Pascha," den Namen Ismailia erhalten hat. Ein Süßwasserkanal wurde vom Nil her nach dieser Stadt geleitet und von hier ein Arm links nördlich längs der Kanallinie nach Port Said, und ein anderer Arm rechts nach Suez geführt, sowohl um die Arbeiter und die neue Bevölkerung an der bisher wasserlosen Strecke mit Trinkwasser zu versehen, als um die neuen Pflanzungen möglich zu machen, die denn auch binnen wenigen Jahren zu schönem Gedeihen gebracht wurden: Ein Werk also, das schon an und für sich großartig ist, und den Dank und die Bewunderung der benachbarten Bevölkerung verdiente und auch erhielt. Durch die Kultur der Ufer wird aber zugleich die Gefahr neuer Versandung des Kanals abgewendet. Auch eine Telegraphenlinie wurde von Port Saïd nach Suez angelegt und mit Kairo in Verbindung gesetzt.

Trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse, namentlich in finanzieller Hinsicht, indem noch einige hundert Millionen herbeigeschafft werden mußten, gelang es der unermüdlichen Thätigkeit Lesseps und seines Hauptingenieurs Levalley, die Kanalarbeiten so weit zu fördern, daß schon am 18. März 1869 das Meerwasser durch die Kanäle in die tieferliegenden Bitterseen geleitet werden konnte, um dieselben allmählig auszufüllen; daß im Sommer bereits einige Schiffe die Durchfahrt auszuführen vermochten und endlich auf Ende Oktobers die Eröffnung der Schiffahrt im Allgemeinen in Aussicht stand.

Der neue Kanal hat eine Länge von ungefähr 35 Stunden, soll überall eine Wassertiefe von wenigstens 25 Fuß, oben eine Breite von 100 Metern oder 333 Fuß und von 22 Meter oder 66 Schuh an der Soole erhalten, welche Maaße zwar noch nicht überall erreicht sind, ohne indeß die Durchfahrt zu hindern.

Der Eingang des Kanals am mittelländischen Meer beginnt, wie oben erwähnt, in Port Saïd und wird durch 2 weit in das Meer hinausragende, aus künstlich fabrizirten, ungeheuern Blöcken construirte Dämme geschützt, welche zugleich den Hafen dieser neuen Stadt bilden. Von hier geht der Kanal durch ein großes Ueberschwemmungsgebiet, oder Sumpfland — Menzaleh-See, — nach Cantara, durchzieht die Ballah-Seen, fällt weiterhin in den Timsah-See, an welchem Ismailia liegt; durchschneidet sodann ein erhöhtes, felsiges Terrain, das nicht wenige Schwierigkeiten dargeboten hatte; zieht an den Ruinen des Serapeums vorbei, in die über 10 Stunden

langen Bitterseen und endlich über Chaluf in den Meerbusen von Suez, welche Stadt etwas settwärts der Ausmündung liegt, mit welcher sie durch eine kurze Eisenbahn verbunden ist. Der Kanal hat bereits bei 500 Millionen gekostet und wird noch viele Millionen zu seiner Vollendung in Anspruch nehmen. Man berechnet indeß schon für die ersten Jahre eine jährliche Einnahme von 27 Millionen, vermittelst Erhebung einer Gebühr von Fr. 25 per Tonne (20 Zentner) der Schiffsladungen.

Zur Feier der Eröffnung der Schiffahrt, waren große Festlichkeiten veranstaltet worden, zu denen vom Vizekönig zahlreiche Einladungen an die Fürsten, Regierungen und deren Repräsentanten, sowie an andere bedeutende und bei dem Unternehmen betheiligte Personen ergiengen. Dazu kam eine Menge Aktionärs, Handelsleute, Ingenieurs und sonstige Reisende, welche Ende Oktobers 1869 nach Egypten strömten.

Auch aus der Schweiz waren mehrere angesehene Männer (5) freiwillig und auf eigene Kosten, aber mit Aufträgen und Beglaubigungsschreiben des Bundesrathes versehen, als Abgeordnete der Schweiz, namentlich des Handelsstandes hingereist. Einige derselben nahmen ihren Weg über Konstantinopel, wo sie vom Sultan ehrenvoll empfangen wurden. Andere schifften direkt über Triest nach Alexandrien, wo sie sich am 8. November vereinigten. Sowohl hier, als in Kairo oder Cahira, (der großen Hauptstadt Egyptens mit 400,000 Einwohnern), wurden diese Reisenden von den dort ansäßigen zahlreichen Schweizern auf das herzlichste begrüßt und gefeiert.

Am 16. November versammelten sich die meisten Festtheilnehmer in Ismailia, theils auf dem Landwege von Kairo, theils zu Schiff von Alexandrien über Port Saïd. Am 17. war am Hafen der letztern Stadt eine stattliche Flotte von 50 bis 60 Schiffen vereinigt: Voran der „Greif" mit dem Kaiser von Oestreich, Franz Joseph und seinen Ministern von Beust und Andrassy; auf dem „Adler" die Kaiserin von Frankreich, Eugenie, und auf der „Grille" der Kronprinz von Preußen, Friedrich Wilhelm; alle mit zahlreichem Gefolge. Die übrigen Schiffe wimmelten von Gästen aus allen Ecken der Welt. Die Schweizer hatten den „Alphee" bestiegen. Die Matrosen stunden auf den Raen, das Takelwerk war festlich geschmückt mit den Flaggen und Wimpeln in den Farben aller hier vertretenen Länder: darunter auch das weiße Kreuz im rothen Feld. Musik und Kanonendonner erschallte über Meer und Land. Nachdem auf einem dazu eingerichteten Festplatz, in Gegenwart der hohen Gäste, der egyptischen Autoritäten und des ganzen Volkes, die freierliche Einweihung, Einsegnung und Uebergabe des Kanals stattgefunden, und die darauf folgende, splendide Bewirthung der Gäste vorüber war, gieng die Fahrt der Flotte, in majestätischer Reihe den Kanal hindurch nach „Ismailia", wo der Vizekönig sie empfieng und seinen Gästen die Hauptfestlichkeiten gab. Um die Stadt waren 3 Lager angelegt. Eines für die Truppen, das andere für die Gäste, welche nicht alle in Gebäuden Unterkunft finden konnten. Das dritte und merkwürdigste war aber das, für die benachbarten und zum Feste eingeladenen arabischen „Scheiks" mit ihren Stämmen bestimmte Lager, in welchem sich auch eine Menge zur Belustigung des Volks herbeigerufener Gaukler, Schlangenbanner, Glas- und Feuerfresser, drohende und heulende Derwische und andere mohamedanische Priester und Fanatiker herumtrieben.

Am 18. November war der große Festzug, welcher an dem, von seinen fürstlichen und übrigen Gästen umgebenen Vizekönig sich vorüber bewegte und ein höchst interessantes Schauspiel darbot: Die Truppen, Reiter, Fußvolk und Artillerie voran. Dann die arabischen Scheiks auf feurigen Rossen sich tummelnd an der Spitze ihrer Haufen, welche zu Pferd, auf Kameelen und Dromedaren oder zu Fuß daherkamen. Die kühnsten Reiter führten eine sogenannte „Fantasia" aus, indem sie unter Kriegsgeschrei, in rasendem Galopp an einander vorüber und in die Kreuz und Quer jagen, ihre langen Flinten schwingen, im Laufe abschießen und wieder laden, bald im Sattel stehend, bald zur Seite ihrer Thiere herabgebeugt und die Erde berührend, ihre Künste zeigen und unter dem be-

täubenden Lärm der Pauken, Pfeifen und Metallbecken, im aufwirbelnden Staub und Pulverdampf pfeilschnell verschwinden, wie sie gekommen waren. Andere Züge folgten. Dazu rechne man, um das Gemälde zu vervollständigen, die reichen Gewänder, glänzenden Waffen, die fliegenden Mäntel und Schärpen, das bunte Gemisch abendländischer und morgenländischer Physiognomien, Costüme und Uniformen der 40,000 Menschen, welche hier als Theilnehmer und Zuschauer versammelt waren.

Des Abends waren Schiffe, Lager und Stadt taghell beleuchtet und in seinem neuerbauten Palast, auf einer Anhöhe über letzterer, gab der Vizekönig, in den von tausenden vielfarbiger Lichter strahlenden, mit Blumen und Draperien geschmückten Säälen und Säulenhallen den 3000 bis 4000 Gästen, unter denen auch die fürstlichen Personen erschienen, ein glanzvolles Ballfest mit üppiger Bewirthung.

Am 19. November dampfte die Flotte, von Ismailia den Kanal weiter hinab, in das rothe Meer und nach Suez, wo sie mit Kanonendonner empfangen wurde und wo die Schlußfestlichkeiten stattfanden. Hier trennten sich viele der Gäste und schlugen verschiedene Wege ein. Die Schweizer kehrten mit Andern nach Kairo zurück, wo sie am 22. wieder einem großen Ball im Residenzpalaste des Vizekönigs, am 23. einem Wettrennen in der Wüste beiwohnten, sodann die Pyramiden und andere Merkwürdigkeiten besahen, und an der Gründung eines Hülfsvereins der Schweizer theilnahmen. Nachdem sie noch beim Vizekönig und seinem ersten Minister zur Abschieds-Audienz empfangen worden waren, reisten sie nach Alexandrien und von da zu Schiffe nach Europa zurück.

Das seit Jahrtausenden vergeblich angestrebte Werk ist nun, zum Ruhme unserer Zeit gesichert, wenn gleich nicht ganz vollendet. Die Völker des Morgen- und Abendlandes, Mohamedaner und Christen, die sich so lange blutig bekämpften, haben, sinnbildlich genommen, sich über dem neuen Suezkanal die Hände gereicht und gewissermassen Frieden gelobt! Möge das Werk vereinter Kräfte niemals der Zankapfel eifersüchtiger Mächte werden!

Kriegs-Chronik von 1870.

Anfangs Juli erhebt sich ein Zwist zwischen Preußen und Frankreich, weil Spanien seine Königskrone dem Prinzen Leopold von Hohenzollern angeboten und dieser sich bereit erklärt hatte, sie anzunehmen. Obgleich er dann, um seinerseits nicht die Veranlassung zum Krieg zu sein, seine Thronkandidatur wieder niederlegte, erfolgte doch der jähe Bruch der Unterhandlungen zwischen den beiden Mächten, angeblich weil der König von Preußen die Zumuthung einer daherigen Garantie kurz abgelehnt hatte.

Juli 15. In der franz. Kammer erklären die Minister Napoleons, daß Kriegsvorbereitungen getroffen werden zur nachdrücklichen Unterstützung der französischen Forderungen.

15. Die schweizerische Neutralitätserklärung und Truppenaufstellung wird auf Antrag des Bundesrathes und Vortrag des Bundespräsidenten Dubs von der Bundesversammlung einmüthig beschlossen und dem Bundesrath die nöthige Vollmacht zu allen militärischen und finanziellen Maßregeln ertheilt.

17. Die Kriegserklärung Frankreichs geht durch einen General nach Berlin ab.

19. Zum General der schweiz. Armee wird von der Bundesversammlung Hr. Hans Herzog von Aarau und am 20. zum Generalstabschef Hr Oberst Paravicini von Basel ernannt.

19 u. 20. Eröffnung des Reichstages in Berlin. Bismark zeigt den Empfang der franz. Kriegserklärung an. Ein Kriegskredit von 120 Millionen Thaler wird einstimmig beschlossen. 13 norddeutsche Armeekorps rücken an die Grenzen.

21—27. Die französische Hauptarmee sammelt sich circa 300,000 Mann stark, eingetheilt in 7 Armeekorps, an der nordöstlichen Grenze Frankreichs.

20—30. Die süddeutschen Staaten erklären, daß sie am Kriege zur Vertheidigung des deutschen Bodens theilnehmen wollen und schicken ihre Truppen in die Gegend von Mannheim und Landau. Der Kronprinz von Preußen übernimmt ihren Oberbefehl.

K

Der König von Preußen, als Oberbefehlshaber gesammten deutschen, zusammen aus ca. 600,000 Mann und 1500 Kanonen bestehenden und in 3 Theile eingetheilten Armee, begibt sich durch die bayerische Rheinpfalz an die Grenze. Unter ihm kommandiren Prinz Friedrich Karl, Steinmetz und der Kronprinz von Preußen, Friedrich Wilhelm. Chef des Generalstabs der gesammten Armee ist der berühmte General Moltke, dem 1866 der Sieg im böhmischen Krieg zuzuschreiben war.

25–30. Beginn der Feindseligkeiten. Vorpostengefechte an der Saar.

August 2. Saarbrücken, von den Preußen nur schwach besetzt, wird von Frossard — I. Corps — in Anwesenheit des Kaisers Napoleon III und seines Sohnes genommen, einige Tage hernach aber wieder verlassen.

4. Schlacht von Weißenburg. Der Kronprinz mit bayrischen und preußischen Truppen erstürmt die befestigte Weißenburgerstellung und dringt hiemit in Frankreich ein. Die Franzosen weichen mit Verlust ihres Generals (Douay) und von circa 3000 Mann, tapfer kämpfend zurück. Die Deutschen verlieren über 1000 Mann.

5. Vormarsch der ganzen Armee des Kronprinzen.

6. Schlacht bei Wörth oder Reichshofen auch Frischweiler genannt.

Mac Mahon nimmt mit seinem Armeekorps (I), verstärkt von 2 Divisionen von andern Corps, bei 56,000 Mann stark, zu Deckung des Elsaßes und der Vogesenpässe eine günstige Stellung auf der Hügelreihe hinter dem Städtchen Wörth, zwischen Reichshofen links und Gunstädt rechts, Frischweiler und Elsaßhausen in der Mitte. — Die Armee des Kronprinzen greift des Morgens früh die Franzosen an, welche unter einer furchtbaren Kanonade mehrmals vorbrechen, Wörth wegnehmen und wieder verlieren. Gegen Abend jedoch, nachdem ihre Kürassiere einen letzten, aber unglücklichen Angriff gemacht und beinahe aufgerieben worden, werden ihre Stellungen von der ganzen Linie der Deutschen angegriffen und erstürmt. Sie fliehen durch die Pässe der Vogesen theils nach Bitsch, größtentheils aber über Zabern und Pfalzburg gegen Nancy.

Die Franzosen verloren 6000 Todte und Verwundete, 8000 Gefangene und Versprengte, 35 Kanonen, 6 Mitrailleusen, viele Bagagewägen, 2 Eisenbahnzüge mit Proviant und eine Kriegskasse von Fr. 300,000. Die Deutschen beklagen ebenfalls einen Verlust von 5000 M., verfolgen aber den Feind, namentlich mit Kavallerie, rasch durch die Pässe der Vogesen.

6. Schlacht von Spichern, zwischen Saarbrücken und Forbach. Frossard, welcher mit seinem Armeekorps und einigen beigezogenen Divisionen eine feste Stellung auf den Höhen von Spichern genommen, wird von den allmälig anlangenden Divisionen der I. Armee unter Steinmetz tapfer angegriffen und mit Verlust von 3000 Todten, 2000 Gefangenen, einigen Kanonen und Mitrailleusen in die Flucht geschlagen und gegen Thionville und Metz verfolgt.

7. Hagenau wird genommen; die Bergfesten Lützelstein und Lichtenberg werden beschossen und kapituliren. — Die Festungen Pfalzburg und Bitsch, obschon bombardirt und eingeschlossen, halten sich hartnäckig.

7—10. Allgemeiner Rückzug der Franzosen gegen Metz, wo der Kaiser sein Kommando abgibt und Bazaine zum Oberbefehlshaber berufen wird. In Paris stürzt das Ministerium Olivier-Grammont; ein anderes unter General Montauban, Herzog von Palikao, neben der Regentschaft der Kaiserin Eugenie, tritt an die Stelle. General Trochu wird zum Kommandanten von Paris ernannt, welche Stadt sich zum Widerstande auf den voraussichtlichen Fall einer Belagerung vorbereitet.

10. Straßburg wird von den Deutschen umzingelt und zur Kapitulation aufgefordert. Der Kommandant, General Uhrich, schlägt sie ab und erklärt seinen Entschluß, die Festung auf das Aeußerste vertheidigen zu wollen. Auf das Bombardement der Stadt antwortet er mit der Beschießung von Kehl, welches zum größten Theil abbrennt.

12. Die Armeen von Steinmetz und Prinz Friedrich Karl, mit dem König von Preußen

und General Moltke, vereinigen sich und rücken vor Metz, wo Bazaine 4 Corps und die Garden konzentrirt hat.

13. Der Kronprinz von Preußen zieht über Lüneville nach Nancy und Pont-à-Mousson, überschreitet die Mosel, belagert Toul, sendet Kavallerie nach St. Mihiel und Commercy und weiter über das Gebirge in die Champagne.

14. Schlacht bei Courcelles vor Metz. Bazaine beabsichtigt mit seiner Armee nach Verdun abzuziehen. Die noch auf der rechten Seite der Mosel befindlichen Corps Lecaen und Ladmirault werden jedoch von Steinmetz heftig angefallen und unter die Festungswerke dieser Seite zurückgetrieben, unter beidseitigen großen Verlusten von Todten und Verwundeten. — Der Kaiser reist mit seinem Sohne nach Verdun und Chalons zurück, nahe verfolgt von preußischer Kavallerie.

15. Die Armee Friedrich Karl's und ein Theil derjenigen von Steinmetz gehen zu Pont-à-Mousson auf mehreren Schiffbrücken über die Mosel, um auf die Rückzugsstraßen Bazaine's zu fallen.

16. Schlacht bei Vionville oder Mars la Tour. Bazaine stellt sich mit seinen 4 Corps und den Garden an den Straßen nach Verdun auf, um durchzubrechen, wird jedoch von deutschen Armeen nach einem langen Kampfe rückwärts gegen Metz gedrängt und verliert 6000 Todte und Verwundete, 4000 Gefangene und 8 Geschütze.

17. Einzelne Gefechte, Bestattung der Todten, Heranziehung der Truppen und Befestigung von Stellungen füllen diesen Tag.

18. Schlacht bei Gravelotte. Bazaine nimmt mit seinen Truppen eine treffliche, zum Theil befestigte Stellung auf den Höhen westlich von Metz, von Gravelotte über Verneville, St. Privat bis Armanvillier. Nach einem 12-stündigen Kampfe, in dem von beiden Armeen mit äußerster Tapferkeit und mit abwechselndem Erfolge gefochten wurde, wurden die Franzosen vollends nach Metz zurückgeworfen und von ihren Rückzugslinien gänzlich abgeschnitten. Die Verluste an Mannschaft steigen auf über 20,000 auf jeder Seite.

6—20. Zahlreiche freiwillige Aerzte und Gehülfen eilen von allen Seiten Deutschlands und der Schweiz auf die Schlachtfelder und in die rückwärts errichteten Lazarethe zur Pflege der zahllosen Verwundeten.

17—26. Der Kronprinz rückt mit seiner Armee in der Champagne vor, über St. Dizier und Vitry nach Chalons, welches von Mac Mahon verlassen worden, weil sich dieser in nördlicher Richtung zurückzieht, in der Hoffnung, dem in Metz eingeschlossenen Bazaine Hülfe bringen zu können; er wird jedoch von den deutschen Armeen in kurzer Entfernung verfolgt.

26. Reitergefecht zu Büsancy, in den Päßen der Ardennen, wo Mac Mahons Vortruppen zurückgeworfen werden. Dieser wendet sich nun weiter nördlich auf die Straße von Sedan nach Stenay.

26—30. Verschiedene Gefechte finden in den Ardennen statt, zwischen den deutschen Vortruppen und der Nachhut Mac Mahon's.

27. Die neugebildete IV. deutsche Armee, unter dem Kronprinzen von Sachsen, tritt Mac Mahons Marschrichtung entgegen, rechts an der Maas, von 2 Corps von Steinmetz unterstützt, während die Armee des Kronprinzen von Preußen und ein Theil derjenigen des Prinzen Friedrich Karl aus der Gegend von Bar le Duc, wo der König schon sein Hauptquartier etablirt hatte, sich ebenfalls nördlich zieht und Mac Mahon von dieser Seite bedrängt.

26—31. Wiederholte vergebliche Versuche Bazaine's, aus Metz auszubrechen und Mac Mahon entgegen zu ziehen.

30. Schlacht von Beaumont. Mac Mahon, welcher hier Stellung genommen, wird vom Kronprinzen von Sachsen geschlagen. Er kehrt über die Maas zurück nach Monzon und nimmt Stellung bei Vaux vor Sedan.

31. Schlacht bei Vaux, wo die Franzosen von der deutschen Armee, welche sich mittlerweile verstärkt hatte, nochmals geschlagen und nach Sedan zurückgeworfen werden, unter großen Verlusten, namentlich von Flüchtigen (6—7000), welche sich nach den nahen belgischen Grenzen retten und entwaffnet werden.

September 1. Schlacht vor Sedan. Letzter verzweifelter Kampf, nach welchem Mac Mahon verwundet sich mit dem Rest seiner Armee in diese Festung zurückzieht. General Wimpffen, sein Stellvertreter, kapitulirt und gibt sich mit 70,000 Mann gefangen, da sie von deutschen Armeen, bei welchen sich auch der König von Preußen eingefunden hatte, von allen Seiten eingeschlossen sind.

Außer diesen 70,000 Mann wurden circa 15 000 in das neutrale belgische Gebiet hinübergedrängt und ungefähr 30—40,000 Mann in den letzten Schlachten verwundet, getödtet oder gefangen, so daß die ganze Armee Mac Mahons über 120,000 Mann betragen haben muß.

Der Kaiser Napoleon ergibt sich dem König von Preußen, welcher ihm, nach einer persönlichen Zusammenkunft, das Schloß „Wilhelmshöhe" bei Kassel (von 1805 bis 1814 „Napoleonshöhe" genannt) zum Aufenthalt anweist. — Der Sohn Napoleon's begibt sich aus der franz. Festung Givet über die nahe Grenze nach Chimay in Belgien.

2. Die Kaiserin Eugenie flüchtet sich von Paris ebenfalls nach Belgien.

4. Ausbruch der Revolution in Paris; das Volk dringt in die Deputirtenkammer ein und ruft die Republik aus. Es bildet sich eine provisorische Regierung unter dem Vorsitz des Generals Trochu, hauptsächlich aus den republikanischen Mitgliedern der bisherigen Kammer bestehend. Das Volk nimmt Besitz von den Tuilerien; es wird dort ein Lazareth eingerichtet.

5. Die Regierung nimmt ihren Sitz in dem durch die verschiedenen Revolutionen berühmten Hôtel de Ville (Rathhaus) von Paris, schafft den Senat ab, löst die Abgeordnetenkammer auf und konstituirt sich als Regierung der Landesvertheidigung und erläßt verschiedene auf die Vertheidigung bezügliche Dekrete, auch eine allgemeine Amnestie für Preß- und politische Vergehen.

(Fortsetzung im künftigen Jahr.)

Die Schlacht bei Laupen.

(Mit einer Abbildung.)

Das rasche Aufblühen der Stadt Bern hatte ihr unter dem umliegenden Adel von jeher zahlreiche Feinde erweckt, welche mit heftiger Eifersucht die Entwicklung dieses kräftigen Gemeinwesens verfolgten und aus seiner zunehmenden Macht für ihre Sicherheit Besorgniß schöpften. In frühern Darstellungen haben wir gesehen, daß manche blutige Fehde hieraus entstand, aus welcher die Berner siegreich hervorgingen.

So waren unter gegenseitigen kleinen Befehdungen abermals einige Jahre verflossen, als im Frühjahre 1339 bei dem Grafen von Kyburg im Schlosse Burgdorf eine Zusammenkunft zwischen den verbündeten Herren und den Abgesandten der Stadt Bern abgehalten wurde. An Bern wurde indessen manche unstatthafte Forderung gestellt, wie unter anderm die, daß die Stadt Laupen an Freiburg abgetreten werden solle. Die Unterhandlungen zerschlugen sich; der Frühling verstrich unter lebhaften Rüstungen von beiden Seiten; es verbreitete sich die sichere Nachricht, es werde von Freiburg aus, wo sich viel Kriegsvolk sammelte, zuerst der Burg und der Stadt Laupen, als einer Vormauer Berns, gelten. Anton von Blankenburg, bernischer Landvogt daselbst, berief daher die streitfähige Mannschaft seines Amtes, 200 Mann, unter die Waffen.

Fehdebriefe langten nun von allen Seiten gegen Bern ein und lange Züge von Rittern und Fußvolk setzten sich überall in Marsch um das Lager vor Laupen zu beziehen. Unterdessen verlangte auch Anton von Blankenburg Verstärkung von Bern. Des Schultheißen Sohn, Johann von Bubenberg, führte 400 Mann nach Laupen; daselbst schwuren sie feierlich, ihre Banner und die Stadt Laupen bis auf den letzten Mann zu vertheidigen.

Bern war den zahlreichen Feinden gegenüber in großer Gefahr und ließ durch den Herrn von Kramburg die Waldstätte um Hülfe ansuchen. Derselbe erhielt von den Vorstehern der drei Länder die Antwort: „Freunde zeigen sich in der Noth. Kehrt daher getrost heim und

Die Schlacht bei Laupen.

sagt den Euern, die Waldstätter werden eilen ihnen beizustehen wie Brüder."

Zum Feldhauptmann der Berner und ihrer treuen Zuzüger wurde von Rath und Gemeinde durch allgemeinen Zuruf Rudolf von Erlach ernannt, der Sohn Ulrichs, welcher vor 41 Jahren seine Mitbürger zum Siege beim Donnerbühl geführt hatte. Er stand in Diensten des Grafen Rudolf von Nidau, verlangte aber, als er vernahm, der Krieg breche gegen Bern los, seine Entlassung, um sodann an der Seite seiner Mitbürger zu kämpfen. Auf Barnabastag, den 11. Brachmonat, waren alle Herren und Ritter mit ihren Mannschaften im Lager von Laupen eingetroffen, darunter vor allen die Grafen von Valendis, von Nidau, von Neuenburg, von Savoyen, von Fürstenberg, von Greyerz, von Aarberg und Freiherr von Montenach. Das feindliche Heer ward, Helme und Fußvolk zusammen, auf 18,000 Streiter geschätzt.

Während zwölf Tagen wurden Burg und Stadt Laupen belagert. Die Belagerten vertheidigten sich auf das Tapferste, litten aber große Noth; alle Verbindung mit Bern war abgeschnitten.

Sonntag den 20. Brachmonat 1339 Abends langten neunhundert kräftige Männer aus den drei Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden in Muri bei Bern an. Schon waren die befreundeten Zuzüge von Oberhasli, von Siebenthal und von Solothurn in der Stadt. Auf die von Solothurn gekommene Botschaft, zahlreiches Volk ziehe unter östreichischen Befehlshabern das Land hinauf um sich bei Laupen mit dem Feinde zu vereinigen, versammelte von Erlach sofort mitten in der Nacht sein Volk und ordnete es in den Straßen der Stadt; nun langten auch von Muri die aus den Waldstätten an. Alle insgesammt leisteten dem Schultheißen von Bern den Eid, die Männer in Laupen mit Einsetzung des Lebens zu „entschütten". Hierauf zogen 900 aus den Waldstätten, 80 Reiter von Solothurn, (welches, selbst bedroht, sich nicht weiter entblößen durfte), 300 Männer von Siebenthal unter Johann von Weißenburg, 300 von Hasli mit ihrem eigenen Panner, und 4000 Bürger und Ausbürger von Bern mit den Pannern der Stadt und der Zünfte, in allem gegen 6000 Mann, noch beim Mondschein aus der Stadt, alle wohl bewaffnet, ihren Feldherrn an der Spitze und vor ihm das Allerheiligste in den Händen Diebold Baselwinds, des obersten Leutpriesters. Um Mittagszeit langten sie am westlichen Ende des Forstes auf der Höhe des Brombergs an, von wo sie das Lager des Feindes, welches unten in der Ebene aufgeschlagen war, übersehen konnten. Der Feind hatte von ihrem ganz im Stillen ausgeführten Anmarsche gar nichts bemerkt und überließ sich im Lager sorglosem Treiben und muntern Spielen. Als aber endlich mehrere aus dem Walde hervorgetretene Berner von den Feinden bemerkt wurden, so sprengten auch einzelne Ritter heran und höhnten jene mit spöttischem Zuruf. (Siehe die Abbildung.)

Im Wald und auf dem zunächst gelegenen Acker sammelten indessen die Berner und ihre Freunde, auf Befehl ihres Führers, tüchtige Steine zum Werfen, und jeder steckte drei derselben zu sich. Aber auch die Feinde stellten jetzt unten in der Fläche ihr Kriegsvolk in Ordnung, die Ritter auf die rechte und die Fußknechte auf die linke Seite. Der Abend rückte heran. — Da trat Rudolf von Erlach hervor, schwang das Panner von Bern und rief: „Wo sind jetzt die mauligen Jünglinge von Bern, die täglich in den Gassen der Stadt dem Tanz und den hübschen Mädchen nachrennen? Wo sind die jungen Zunftgesellen der Gerber und Metzger, die allezeit so groß thun auf ihren Stuben? Heute gilts einen Tanz für Freiheit und Leben! Hervor jetzt! Hieher Zunft-Panner von Bern! Hieher zu Erlach!" — und jauchzend und zahlreich sprangen die Jünglinge herbei und riefen: „Hier Bern, hier Erlach! Sieg heute oder Tod!" Da stellte der Ritter die Jünglinge hinter sich, an die Spitze des Haufens, ordnete die von den Waldstätten, welche begehrt hatten gegen die Reiterei, als die gefährlichsten Gegner, zu streiten, mit den achtzig Gebarnischten von Solothurn zu Pferd, zu der Linken und ließ alle andern dichtgedrängt oben auf dem Hügel, den Wald im Rücken, sich still halten. Als sodann die Feinde

in der Ebene weit genug vorgerückt waren, rief er mit lauter Stimme: „Marsch!", und mit gewaltigem Kriegsgeschrei stürzten der Feldherr und die Berner den Hügel hinunter, gerade vorwärts gegen den großen Haufen des Fußvolkes und die der Waldstätte mit denen von Solothurn links gegen das Heer der Ritter, warfen, als sie nahe genug waren, mit kräftiger Faust jeder seine drei Steine wie einen Hagelregen in die Reihen der Feinde, brachten alles, besonders auch die Pferde, in Verwirrung, fielen mit ihren langen Schwertern, Streitaxten, Hellebarden und Morgensternen in die dichtesten Haufen des Heeres und schlugen überall so gewaltig um sich, daß alles unter ihren Streichen fiel oder von ihren Speeren zurückwich. Rudolf v. Erlach bahnte sich und den Seinen allezeit zuvorderst den Weg; unwiderstehlich kämpften hier die Berner. Aber im Hinterhalte war panischer Schrecken entstanden. Man glaubte dort, der Vortheil sei auf Seite der Feinde; dreihundert der Hintersten flohen in den Wald, kamen aber sofort, als sie den Irrthum bemerkten, zurück und fochten nun auch noch tapfer; den wenigen aber, welche im Walde verblieben, wurde zum Schimpf der Name „die Förster" zu Theil. Vorn aber errangen der Kern der bernischen Jünglinge, ferner Weißenburg mit seinen Siebenthalern und die Freunde von Hasle, den vollständigsten Sieg über das feindliche Fußvolk, welches sich theils obenher Laupen gegen die Sense, theils untenher über die Saane zur Flucht wandten.

Einen härtern Stand hatten die Waldstätte mit der Reiterei; weder Spieße noch Schwerter vermochten die gewaltigen Harnische der Ritter zu durchdringen. Die Waldstätter sahen sich schon einigemal von der Menge beinahe umringt. Da eilten die Berner, welche bereits über das Fußvolk die Oberhand gewannen, herbei, warfen sich in die Seite der Reiter. Bald fielen die vornehmsten Ritter, so daß auch hier in kurzem Alles sein Heil in der Flucht suchte. So war in weniger als zwei Stunden, noch vor Untergang der Sonne, das stolze zahlreiche Heer des Adels von dem verachteten sogenannten Häuflein der Bauern vernichtet.

Den Fliehenden wurde nicht weit nachgesetzt; der Sieger Absicht war erreicht, Laupen entsetzt, ihre Brüder daselbst waren gerettet. In Laupen lauter Jubel! Das Schlachtfeld aber war mit Leichnamen, todten Pferden und mit Waffen aller Art bedeckt. Dem Grafen Rudolf von Nidau, dem tapfern Führer der Feinde, den er unter den Gefallenen erkannte, weihte von Erlach eine Thräne. Man zählte gegen 5000 erschlagene Feinde, darunter 1500 Ritter. Auf Seite der Berner und ihrer Freunde waren 35 gefallen, 13 von den Waldstätten, 22 von Bern, Hasli und Siebenthal.

Auf der Wahlstatt sanken nun die Sieger auf die Knie und dankten Gott für den herrlichen Sieg. Hierauf gab von Erlach seinen Streitern das wohlverdiente Lob und sagte den tapfern Freunden von Hasli, von Siebenthal, von Solothurn und besonders auch den trefflichen Männern aus den Waldstätten ewigen Dank für ihre treue Hülfe.

Am folgenden Morgen, am Feste der 10,000 Ritter (22. Juni 1339) kehrten sämmtliche Sieger nach Bern zurück, wo die treuen Freunde und Helfer während mehrerer Tage dankbar bewirthet wurden. Mit den einen wurde neue Freundschaft errichtet, mit denen aus den Waldstätten ewige Eidgenossenschaft gestiftet, und ein Hochamt, alljährlich auf das Fest der 10,000 Ritter, von gesammter Gemeinde verordnet, zum bleibenden Andenken an den Tag, an welchem der Stadt Bern Freiheit, Glück und Ruhm so fest gegründet wurden.

Schlußwort.

Jetz b'hüet Ech Gott, Ihr liebe Lüt,
Lebet wohl u zürnet nüt!
U söll Ech öppen im neue Jahr
Es Leid bigegne oder G'fahr,
Su betet fromm zum liebe Gott,
Was gilt's, Er hilft Ech us der Noth!
U lesi ob vo Zyt zu Zyt
Es Sprüchli, wie's der Monet git,
Sie vei scho Mänge z'denke g'macht
U Mängem stille Nutze 'bracht.

Stämpflische Buchdruckerei (G. Hünerwadel) Postgasse 44 in Bern.